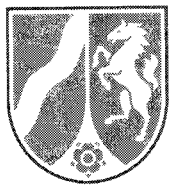
© Copyright Sauerländer Heimatbund

Gefördert durch

Der Ministerpräsident
des Landes Nordrhein-Westfalen



HSK

KREIS OLPE

Trutznachtigall

Heimatblätter für das kurkölnische Sauerland

Zeitschrift des Sauerländer-Heimatbundes für Heimatpflege im kurkölnischen Sauerland, e. V.

9. Jahr Lenzmond 1927 Heft 2

Sauerländer-Heimatverlag der Josefs-Druckerei, Bigge-Ruhr

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

Aus dem Inhalt:

Wie schafft Liebe Heimat? 33
Lüttke Fastnacht. Von Dr. Heinrich Schauerte 35
Entstehung und sprachliche Eigentümlichkeiten der Flurnamen. Von K. Wiepen 38
Akademiker und Volk. Von Friedrich Dessauer 41
Die hl. Mathilde. Von Wilh. Muffert 47
Ueberblick über die Geschichte der Adolfsburg. Von Adolf Färber . . 52
Unsere Erzählung (Memoiren eines Dorfjungen). Von Fr. W. Grimme 54
Ne Miule vull Platt (Hibbelfritze). Von R. 59
Sprechsaal. (Charleston. Um das westfälische Wörterbuch.) . . . 61
Aus der Heimatliteratur 62
Blätter und Bücher 63

Auf Gottes Spuren

betitelt sich das Buch, das uns Studienrat Josef Rüther, der Schriftleiter dieser Zeitschrift beschert hat. (Bereits in III. Auflage erschienen.)

Preis fein geb. Mk. 3.-

„Das Buch bespricht in zwölf tiefgründigen Betrachtungen Vorgänge und Erscheinungen in der Natur mit einer Klarheit und Schönheit der Sprache, daß die betreffenden Fragen allen verständlich werden. Er führt den Leser tatsächlich auf Gottes Spuren und deckt sie auf in den Wundern und Geheimnissen der Natur sowie des Menschenlebens.

Was die Sonne uns lehrt und der Sumpf, was Werden und Wachsen und fallende Blätter und noch manches andere aus der Natur uns zu sagen haben, das ist in den zwölf Vorträgen in dem Büchlein enthalten. Für Vereinsvorträge eine ergiebige Quelle."

Georg Beyer, S. J., im Chrysologus 1926, Heft 8

„Ein Wegweiser zu Gott ist diese mit tiefem Empfinden, in klaren Ausführungen geschriebene Theodizen." (Wochenschrift für Kathol. Lehrerinnen)

„Das Büchlein ist aus wahrem kathol. Glauben heraus geschrieben, die Sprache ist edel und schön, und so mag es manchem nach Weisheit strebenden Menschen, vorab der studierenden Jugend der Schlüssel zu einer recht christlichen Naturphilosophie werden." („Der Arbeiter", München, Mai 1925.)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen oder direkt vom

Verlag der Josefs-Druckerei, Bigge-Ruhr

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

Trutznachtigall

Zeitschrift des Sauerländer-Heimatbundes für Heimatpflege e. V.

9. Jahr Heft 2 März 1927 Preis 0,35 R.-Mk.

Wie schafft Liebe Heimat?*)

Ob uns die Heimat wieder Heimat oder wieder ganz Heimat werde, hängt völlig davon ab, ob wir die Kraft zur Liebe aufbringen, ob wir zufassen und nicht erst warten, bis die andern anfangen, ob wir durchhalten und nicht nach dem ersten vergeblichen Anlauf müde die Flügel hängen lassen. Es ist gewiß nicht leicht, den heutigen, der Liebe entwöhnten, mißtrauisch gewordenen Menschen den Glauben zurückzugeben, daß es überhaupt noch eine Liebe gäbe, ihnen die Meinung abzukämpfen, daß jede Freundlichkeit Berechnung sei. Es ist vor allen Dingen schwer, dem ganz und gar verbitterten sogenannten Proletarier die Gewißheit und das warme Bewußtsein zu geben: „Und nenne ich auch auf Gottes weiter Erde keinen Fingerhut Erde mein Eigen, von dem ich sagen könnte, da wurzle ich und da bin ich daheim, so habe ich doch eine angestammte unverlierbare Heimat in den Herzen Tausender meiner Brüder und Schwestern". Wir haben nicht die Macht, von uns aus ihnen allen ein Heim und ein Eigen zu geben, aber eine Heimat können wir ihnen allen geben, können sie ihnen geben, wie die ersten Christen sie den armen Sklaven Roms gaben. Wir werden dabei über tausend Enttäuschungen schreiten müssen, denn ein Herz, das sich einmal in Haß verschlossen hat, hält seinen Haß fester, als das Gewölbe des Bankiers seine Gelder. Da braucht es erst recht der Geduld und der, ja der Diebesfindigkeit der Liebe.

Laßt uns einmal genauer zusehen.

Woran denken wir denn zuerst bei dem Worte Heimat? Wir denken zuerst an etwas, was zusammengehört, was Zusammenhalt hat. Nun frage ich aber, woher soll Zusammenhalt kommen, wenn nicht aus der Liebe? Wo ist irgend etwas anderes, was Zusammenhalt schafft? Denken wir einmal an die Familie. Was hält die Familie zusammen? Etwa Geld und Gut? Ach, um Geld und Gut sind schon mehr Familien auseinander wie zueinander gekommen. Oder der Ehrgeiz? Oder Berechnung? Oder die Rücksicht auf die Mitmenschen? Oder die Gewohnheit? Oder was sonst? Sind das nicht alles morsche Bänder, die reißen, wenn's einmal

*) Mit Erlaubnis des Verlages aus dem Volksvereinsheft Nr. 1, 1927 „Die Seele der Heimat".

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

drauf und dran kommt? Du kennst ein Gefängnis. Was hält die Leute dort zusammen? Stell dir vor, es würden eines Tages von einem Erdbeben die vier Mauern einfallen und das Gefängnis nach allen vier Wänden offenstehen. Was wird geschehen? Das wäre just so, wie wenn der Junge seinen Karnickelstall aufmacht. In drei Minuten wär das Lokal geräumt. Wenn nun dasselbe aber bei eurem Hause geschähe, würdet ihr da auch auseinanderlaufen? Warum nicht? Ja, es sind ja nicht die vier Wände, die euch zusammenhalten, euch hält die Liebe fest. Und wie es bei der Familie ist, so ist es auch bei der Großfamilie der Heimat, sie kann ihren Zusammenhalt und ihren Zusammenschluß nur finden durch die Liebe.

Wo die Liebe nicht ist, da sperrt man sich ab voreinander, und da ist ein Dorf oder eine Stadt nur ein Sammelsurium von Leuten und Häusern, von denen nur der Name der Stadt oder des Dorfes aussagt, daß sie eigentlich zusammengehören und eine Einheit bilden sollen. In Wirklichkeit ist's aber so, als wenn zwischen jedem Haus und seinem Nachbarhause ein Meer sich dehnte so groß wie der Atlantische Ozean. Es sind lauter Inseln, die da der Zufall zusammengeschneit hat. Und wenn diese Menschen die Liebe nicht wiederfinden, und wenn die Liebe ihnen nicht wieder die Augen öffnet, dann werden sie alle miteinander sein wie aus dem Paradiese Verstoßene. Sie werden selbst hinter dem warmen Ofen noch frieren, und sie werden eine Sehnsucht haben und wissen nicht wonach, und einen Hunger und wissen nicht worauf. Arme Teufel werden sie sein, denn gerade das Beste fehlt, was man braucht, damit das Leben überhaupt lebenswert sei. Vielleicht, daß sie die Nase rümpfen, wenn man ihnen von Liebe spricht. Was tut da not, bitter not? Daß da einer sei, oder zwei oder drei, die trotz allem den Mut zur Liebe wieder aufbringen und ihre Liebe in den kalten Raum strahlen lassen, selbstvergessen und verschwenderisch. Denn Leben entzündet sich nur an Leben und Liebe an Liebe. Soviel Adel ist doch noch im Menschen, daß er es auf die Dauer gar nicht aushält, nur Liebe zu empfangen.

Und doch ist der Zusammenhalt nur erst ein Aeußeres. Und wenn selbst dieses ohne die Liebe nicht sein kann, wieviel weniger das zweite, die innere Harmonie, das Aufeinandergestimmtsein, ohne das Heimat erst recht nicht zu denken ist. Und auch das kommt nur aus der Liebe. Habt ihr schon einmal zwei Eheleutchen beobachtet, die miteinander in Liebe und Frieden alt geworden sind? Fast ist es so, als wären sich auch ihre Gesichter ähnlich geworden, so sehr haben sie sich aneinandergelebt, so sehr haben sie sich einer in den andern hineingelebt. Und es ist ein rührendes Schauspiel zu sehen, wie einer um des andern Eigenart Bescheid weiß und sie mit sorgender Liebe respektiert. Diese Kenntnis der Eigenart des andern kann aber immer nur aus der Liebe kommen. Denn nur die Liebe nimmt sich die Zeit und hat die Geduld dazu, den andern zu verstehen, und nur der Liebe öffnet sich das Herz des andern so, daß es bis in seine letzten Tiefen ohne Geheimnisse bleibt. Wo man keine Liebe spürt, da verschließt man sich. Es ist so schwer, mit Menschen jeden Tag zusammen zu leben, und das Zusammenleben wird zu Qual und Auseinanderleben, wenn nicht der Geist der Liebe die innere Harmonie schafft. Wenn die Liebe nicht alles ausgleicht und schlichtet, was soll dann werden? Dann wird die Heimat wie die Familie ein Zuchthaus, dem man je eher, je lieber entflieht. Wer also Heimat schaffen will, muß jene Geduld der Liebe aufbringen, die sich in jeden andern hineinlebt. Da habe ich Heimat, wo ich mich verstanden weiß. Wie wußte doch Christus

© Copyright Sauerländer Heimatbund
SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

einem jeden gerade das zu geben und zu sagen, wonach sein Herz dürstete. Es war nicht umsonst, daß die Tausende ihm nachliefen. Er hatte die große Liebe, die in den Herzen las wie in einem offenen Buche.

Wie viele Menschen wären da wohl noch, mit denen ich alle Tage zusammentreffe, denen ich wer weiß wieviel sagen und sein könnte, wenn ich nur erst einmal Augen für sie hätte! Wie manche nackte Seele könnte ich kleiden, wie manchen hungrigen Geist speisen, wie manches erstorbene Herz auferwecken, wenn ich das rechte Verstehen hätte!

Lüttke Fastnacht.

Von Dr. Heinrich Schauerte.

Die Fastnachtsfeier begann früher im Sauerlande am Donnerstag vor den Fasten. Dieser Tag führt bis heute den Namen „Lüttke Fastnacht" oder „Lüttke Fastowend", d. h. „Klein-Fastnacht", sei es, weil die Feier dieses Tages sich noch in mäßigen Grenzen vollzog und nur eine Art Vorfeier für die eigentlichen Fastnachtstage bildete, sei es, weil an diesem Tage die Kinder allenthalben ihre Fastnachtsfeier hatten. Jedenfalls war ehedem „lüttke Fastnacht" in den Dörfern und Städtchen des Sauerlandes ein froher Festtag für die Schulkinder und ist es mancherorts auch heute noch. Unser Heimatdichter Friedrich Wilhelm Grimme hat uns aus seiner Jugendzeit diese Fastnachtsfeier der Kinder mit all ihrer reizenden Poesie in seinen „Memoiren eines Dorfjungen" recht schön erzählt. — Wollte die Schuljugend ihren „lüttken Fastowend" feiern, so war sie auf das Wohlwollen des Lehrers angewiesen; denn sie benötigte dafür den freien Nachmittag und auch das Schulzimmer, in dem die Fastnachtsfeier stattfand. Darum suchten die Kinder durch Fleiß und gutes Betragen ihren Lehrer günstig zu stimmen. In Assinghausen pflegten zu Grimmes Jugendzeit die Schüler der Oberklasse schon wochenlang vor dem hohen Tage gemeinsam einen Brief an den Lehrer aufzusetzen, worin sie zart darauf hinwiesen, daß Lüttke-Fastnacht vor der Tür stehe, und wie schön es dann sei, wenn sie wie im Jahre zuvor wieder „was zu tanzen" hätten und dann auch ein Musikante zur Stelle sei; sie versprachen ihm, wenn er sich ihren Wünschen geneigt zeige, goldene Berge des Fleißes und der Tugend. Der Lehrer hielt die Kinder in Spannung und Erwartung und ließ sich nichts merken; erst am Tage vorher verkündete er zum allgemeinen Jubel, er habe den Spielmann bereits bestellt, und jedes Kind solle am Donnerstag Nachmittage in seinem Sonntagszeuge in der Schule erscheinen. — Nicht überall war, wie zu Grimmes Zeiten in Assinghausen, ein eigener Spielmann zur Stelle. Die Kinder begnügten sich dann schon gerne mit einfacher Musik: ein Junge spielte auf seiner Mundharmonika, „Spieldingen" genannt, zum Tanze auf, so gut oder so schlecht er es konnte.

War nun der Donnerstag Nachmittag gekommen, so versammelten sich die Knaben bei der Schule, mit Papiertüten auf dem Kopfe und mit einer hölzernen Gaffel, wie sie beim Dreschen zum Aufschütten des Strohes gebraucht wurde, oder

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

mit einem eigens zurechtgeschnitzten Wurstspieß. Sie zogen dann von Haus zu Haus, um „den Spieß zu singen", d. h. sie sammelten Würste an ihren Spieß unter Absingung eines Reimes, der in den einzelnen Gegenden einen etwas verschiedenen Wortlaut hatte. Der Inhalt jedoch war überall derselbe: Die Knaben bitten um eine Wurst oder ein Stück Fleisch an ihren Spieß und mahnen, sie nicht zu lange warten zu lassen, da sie noch weiter müßten bis zum „Eichenbaume". Ist ihre Bitte erhört, so stellen die Knaben in Aussicht, daß es in den „Eichenkronen" belohnt werden solle. Im oberen Sauerlande war schon eine hochdeutsche Form in Uebung, während andere Gegenden (z. B. die von Altenhundem, Olpe, Allendorf, Balve, Neheim-Hüsten) noch die plattdeutsche Form bewahrt haben. Der Reim lautete z. B. in der von Sömer mitgeteilten Form:

„Lüttke, lüttke Faßlowend!
Giät mi'n Hast [1]) an mienen Spiet.
Settet et Leierken [2]) an de Wand
Un snitt mi'n Stücksken, drai Jällen lang.
Uawen op ter Wieme
Snitt mi enne Strieme.
Latt et Messerken glien
Bit mirren in de Sien.
Giät mi en halwen Surrekopp, [3])
Diäm de Hoor sind iuterofft.
Latt mik nit te lange stohn,
Ik mat en Huisken widder gohn. [4])
In den Eikenkraunen
Sall't au Guatt belauhnen".

Die Knaben sammelten Würste und Geld, die Mädchen alles andere, was zum Festkaffee und zum Würsteessen nötig war. Am Nachmittage trank man in der Schule Kaffee, bei dem an manchen Orten auch das sauerländische Nationalgebäck, die „Gieseke", nicht fehlte, und am Abend wurden dann die Würste bei fröhlicher Mahlzeit in einem Hause des Dorfes verzehrt. Auch dem Lehrer wurde eine Wurst und ein Trunk Bier gebracht, während die Kinder mit Zuckerwasser vorlieb nahmen. Dabei trat aller Frohsinn zutage, dessen ein Kinderherz nur immer fähig ist. Wenn das Schulzimmer selbst als Ort für die Fastnachtsfeier diente, türmte man nach dem Kaffee die Bänke aufeinander, und dann spielte ein kleiner Musikante zum Tanz auf. Und nun nahm sich jeder Junge ein Mädchen bei der Hand und drehte sich damit im

[1]) Stück. [2]) richtiger: Ledderken = Leiterchen. [3]) Schweinekopf. [4]) In Hüsten wird zu diesem Verse noch hinzugefügt: „Bit nom Eikenbaume"; ähnliches an anderen Orten.

Der Schluß soll bedeuten: Gott möge die Gabe belohnen, indem er viele Eicheln zur Schweinemast wachsen läßt. Das ist ein Beweis dafür, daß in den früheren Jahrhunderten auch im Sauerlande die Eichelmast der Schweine bekannt war und sehr gepflegt wurde. Aus einem Schriftstück des Brilloner Notars Heinrich Kropf vom Jahre 1571 über die Mastrechte der adeligen Güter zu Brunskappel und Siedlinghausen geht hervor, daß damals sogar von Aachen, Dortmund und Beckum Schweine zur Mast in unsere sauerländische Wälder getrieben wurden(Seibertz, Quellen II 55 f.), und Rud von Eßle sagt in seiner Beschreibung der Grafschaft Arnsberg aus dem Jahre 1669: „Die Schweine haben ihre Mast in den Wäldern, wenn gute Jahre fallen".

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

Kreise herum in Tänzen, wie sie die Volksüberlieferung kannte, teils springend und hopsend, teils auch schon mit der Grazie der „Großen". Häufig nahmen Lehrer, Pfarrer und sonstige Freunde der Schuljugend an dem frohen Feste teil. Für die Kinder, die ja an sonstigen Festlichkeiten keinen Anteil hatten, war lüttke Fastnacht das Hauptfest des Jahres, auf das sie sich schon lange freuten, und sie hätten sich wohl keine schlimmere Strafe denken können, als von diesem Feste ausgeschlossen zu sein. War es vorbei, so kam den Kleinen die Welt so schal und öde vor, und es ist wohl zu verstehen, was unser Dichter Grimme von einem seiner Brüder erzählt: Dieser saß am Abend, als aller Klang verhallt war, still und stumm in einer Ofenecke, in dumpfes Hinbrüten versunken. Als ihn nun der Vater fragte, was ihm fehle, gab er zur Antwort: „Ich wollte, daß ich tot wäre!" — „Um Gottel willen! Warum denn?" rief der Vater. Und jener erwiderte: „Weil nun die Lüttke-Fastnacht wieder vorbei und alles Pläsier aus ist".

* * *

In früherer Zeit war übrigens Lüttke-Fastnacht nicht nur ein Tag für die Kinder, sondern wurde auch von den Erwachsenen beachtet. So berichtet Caspar von Fürstenberg in seinen Tagebüchern zum Jahre 1607 von diesem Tage, daß er wegen der Kriegswirren — holländische Freibeuter durchzogen Westfalen und auch das Sauerland — „elendere Vasenacht" sein Lebtag nicht gehalten habe. Das gilt auch noch für die neueste Zeit. In Menden gingen Frauen und Kinder mit dem „Knurrpott", einem irdenen Topf mit Blase und Rietpfeife, herum. — In Gegenden des Lennetales wurde früher, wie Kleffmann (Sauerld. Volksblatt, 1921, Nr. 30) mitteilt, an diesem Tage an gutem Essen und Trinken nicht gespart. Auf jedem Herde brodelte der gefüllte Fleischtopf. Vormittags besuchten die Nachbarn, Verwandten und Bekannten einander, unterhielten sich mit dem Hausherrn und der Hausfrau, und nicht selten wurde dann in einem unbewachten Augenblicke von einem Fastnachtsschalk der Fleischtopf bedenklich geleert oder gar ganz mitgenommen. Zum Nachmittagskaffee gab es schon „Fastowendskrawweln", und abends wurde bei einem fröhlichen Trunke getanzt und gesungen, wozu die Musik auf einem „Nietekamm" geblasen wurde — eine Art Generalprobe für die eigentlichen Fastnachtstage.

Werbet für die „Trutznachtigall"!

unsere sauerländische Heimatzeitschrift

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

Entstehung und sprachliche Eigentümlichkeiten der Flurnamen.

Von K. Wiepen, Münster i. W.

„Aus Dingen, an denen wir ungerührt vorübergehen, weht uns, wenn wir ihren Hauch zu fühlen vermögen, noch die fernste Vorwelt entgegen". Jakob Grimm.

Dieses Wort des Begründers der deutschen Volkskunde, das seiner Abhandlung „Ueber hessische Ortsnamen" in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde von 1840 entnommen ist, zeigt wie keine andere der vielen diesbezüglichen Stellen in der eben genannten Abhandlung, welch hohen geschichtlichen Wert J. Grimm den Flurnamen beilegt. An einer ganzen Reihe hessischer Flurnamen beweist der große Forscher, „welcherlei Aufklärungen unseres Altertums hier erlangt werden können". Sie sind ihm vor allem eine wichtige Quelle für Sprache, Sitte und Geschichte. Die Flurnamen gehören oft zu den ältesten Sprachdenkmälern. Sie sind von einem Geschlecht auf das andere übergegangen, und in ihnen steckt manchmal mehr Geschichtliches, als man auf den ersten Blick vermutet. Viele sind geradezu wertvolle Urkunden aus der Vergangenheit und reden zu uns auch dann, wenn wir aus „Leder und Papier" keine Aufschlüsse gewinnen können.

Die Entstehung der Flurnamen reicht in das Mittelalter zurück, wohl in die vorkarolingische Zeit hinein, da unter dem Druck der wachsenden Bevölkerung der Gemeinbesitz der Felder an die einzelnen Markgenossen übergeht und jeder in den Besitz eines bestimmten Anteils der Feldflur, in den Besitz einer „Hufe" kommt. Jedem Hofe wurde das Recht auf ein bestimmtes Maß von Ackerland zugewiesen, meist in der Höhe von etwa 30 Morgen, dazu die Befugnis einer verständigen Nutzung jener Wirtschaftsvorteile, welche der gemeinsame Besitz der Mark — die gemeine Mark oder Allmende — außer der Ackerflur noch immer darbot. Die Gesamtheit dieser Rechte und Nutzungen nannte man Hufe, den Inhaber Hüfner. In Süddeutschland finden wir die Bezeichnung Hube und Hübner. Bei der Aufteilung des Ackerlandes einer Mark sollten die einzelnen Familien mit gleichen Teilen — gleiche räumliche Ausdehnung und gleiche Qualität des Bodens — bedacht werden. Der Acker mußte daher in einzelne Stücke zerlegt werden, die unter sich verschiedenartig, in sich aber gleichwertig waren. Sie wurden Gewanne genannt, althochdeutsch einzeln giwanta, mittelhochdeutsch gewande. Man nimmt an, so bemerkt Vollmann, daß die (das) Gewand ursprünglich die Grenze eines Landstückes war, bezw. die Stelle, wo der Pflug gewendet wird, dann dies Landstück selbst, endlich eine Gesamtheit von Aeckern in gleicher Lage und von gleicher Bodenart. Heute bezeichnet Gewann in der Regel einen Komplex von Aeckern. Die Gewanne fallen also in etwa zusammen mit den „Fluren", in die eine heutige Gemarkung nach dem Kataster geteilt ist. Diese Gewanne wurden nun damals bei der ersten Aufteilung wieder in soviele Feldstreifen zerlegt, als anteilberechtigte Hüfner da waren, so daß sich die sogenannte „Gemenglage der Hufen" ergab, die

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

besagt, daß der Hüfner seinen Ackerbesitz — soweit man bei der damaligen rechtlichen Gebundenheit der Hufe an die Markgenossenschaft von eigentlichem Besitz sprechen kann — verstreut in der Feldflur liegen hatte. Das äußere Bild unserer Dorfmarkungen — fast durchweg geschlossene Dörfer (Sauerland!), umgeben von ausgedehnten Markungen mit Gewanneinteilung und schmalen, streifenförmigen Feldstücken — trägt also die Formen des alten Kulturlandes. Es zeigt, daß es sich dabei nicht um ein regelloses und willkürliches Vorgehen einzelner, sondern um ein geordnetes, von bestimmten Grundsätzen geleitetes Unternehmen des gesamten Dorfes, also des ursprünglichen allgemeinen Grundbesitzes handelt. Unsere Vorfahren sind eben keine unpraktischen Leute gewesen.

Mit der Entstehung des Sondereigentums stellte sich bald das Bedürfnis einer genaueren Bezeichnung der einzelnen Stücke des Privat- und Allgemeinbesitzes ein, zumal bei der Gemenglage der Hufen. Welche Namen sollte man wählen? „Alle Eigennamen sind in ihrem Ursprung sinnlich und bedeutsam: wenn etwas benannt wird, muß ein Grund da sein, warum es so und nicht anders heißt. Allein diese Bedeutung galt für die Zeit des ersten Nennens und braucht nicht zu dauern; der Name wird leicht und bald zur abgezogenen Bezeichnung, deren man sich fort bedient, ohne sich ihres anfänglichen Gehalts zu erinnern. (J. Grimm). Wenn auch beim ersten Auftreten der Flurnamen einfache Benennungen gewählt wurden, so machte sich doch bald das Bedürfnis einer genaueren Bezeichnung und stärkeren Unterscheidung geltend. In der Natur der Dinge lag es, die Flurteile zu benennen nach dem Zwecke, dem das Land diente (Rinderkamp, Schweine-Mersch, Wickenkamp), nach ihrer örtlichen Lage, zu denen sehr viele gehören (Am Hilgenhuse, Aech Hiege, Im Orden (!), Unter der Haar, Ober der kalten Höhe), nach dem Kulturzustande (Im Klei, Steinacker, Suerland, Schmalzacker), nach dem Besitzer (Albertskamp, Vikariusland, Antoniusholz), nach seiner Gestalt (Im Winkel, Schwalfenstert, dat Schlötelstöck, Eskerf). Aber auch noch andere Gesichtspunkte kommen bei der Benennung in Frage. Die so entstandenen Namen bezeichnen wir als Flurnamen. Wir begreifen darunter nicht nur die Namen der bebauten Flur (Flurnamen im engeren Sinne), sondern alle in der Gemarkung vorkommenden Bezeichnungen, mit Ausnahme der Ortsnamen.

„Wenn aber die uralte Zeit noch irgendwo haftet in der neuen, so ist es in den Benennungen der Dorffluren, weil der einfache Landmann lange Jahrhunderte hindurch kein Bedürfnis fühlt, sie zu verändern". (J. Grimm) Aber so ganz unverändert blieben sie in diesem langen Zeitraum — manche besitzen ein 1000jähriges Alter — doch nicht, sondern wurden einbezogen in die Entwicklung, die das übrige Sprachgut durchmachte. Da die Flurnamen vornehmlich im Munde des Landvolkes leben, zeigen sie auch meistens die Gestalt der Volksmundart, und aus ihr ist deshalb auch das Verständnis der Namen zu gewinnen.

Im folgenden sollen dann noch einige sprachliche Eigentümlichkeiten der Flurnamen gekennzeichnet werden. Wer die Flurnamen genauer betrachtet, wird sofort merken, daß sie meistens zusammengesetzt sind. Wir unterscheiden an ihnen also Grund- und Bestimmungswörter. Diese sind in ihrer Bedeutung viel verschiedenartiger als jene. (Scheffelberg, Romberg, Hängenberg, Hohe Eimberg, Borberg usw). In sehr vielen Fällen hat der Flurname die Form des Hauptwortes mit verstehendem Verhältniswort angenommen. (In der Schlage, Im Sonnenhohl, An der

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

Lehmkuhle), wozu auch die Bildungen: Auf'm Bruch u. Oberm Kamp usw. gehören. Durch Umbildung dieser Sprachformen sind dann weiter die eigenartigen Namen: Der Langenstein, der Breitenweg entstanden. Nicht auf amtlichen Wege, sondern durch Volkswitz und -phantasie ist weiter eine ganze Reihe von ergötzlichen, oft sehr originalen Flurbezeichnungen entstanden, vielfach durch bildkräftigen Vergleich: in meiner Heimat der Eskerf (eine kurze aber tiefe Talung im Gebirgszuge), andernorts der Hühnermag (Kuriose Form eines kleinen Ackerstückes), der Kötelbrink (spöttische Bezeichnung für einen kleinen Besitzer). Jedes Dorf und jede kleine Stadt besitzt solche „witzigen" Namen.

Interessant ist dann auch die Beobachtung, daß das Volk die Namen von Aeckern, Wäldern und Bächen personifiziert. In dem östlichen Teile der Gemarkung Brilon fließt ein Wässerlein, das den Namen „Untrügge" führt. „Die Phantasie des dem Naturleben noch nahestehenden Volkes versinnlicht nicht nur das Geistige..., sondern beseelt auch die leblose Natur, verleiht ihr menschliche Gedanken und Gefühle. Kann es uns wundern, daß Bauern und Hirten, die in vertraulichem Verkehr mit einer Quelle ihrer Flur stehen, wenn diese plötzlich ihren Augen entschwindet, dies ähnlich vorkommt, als ob die Liebste ihnen untreu geworden und verschwunden wäre? (Dr. B. Hüser).

Zum Schlusse sei dann noch hingewiesen auf die vielfachen Entstellungen, die die Flurnamen sowohl im Volksmunde als auch besonders bei ihrer Aufzeichnung erlitten haben. In früheren Zeiten sind Gemarkungsteile durch Hinzufügen von Eigennamen von anderen unterschieden worden. Familien starben aus, verzogen, und ihre Namen wurden unbekannt. Da sind auch die Flurnamen, in denen diese unbekannt gewordenen Namen vorkamen, gar oft verändert worden. Gerade an Beispielen dieser Art erkennt man recht deutlich, wie das Volk sich selbst seine Sprache bildet. Hat es ein Wort, für das ihm wegen der veränderten Verhältnisse das Verständnis fehlt, so ändert es dieses so nach dem Lautklang, daß es wieder einen Sinn bekommt, der mit dem ursprünglichen oft nichts gemein hat. So hat man aus einem Wollerskamp einen Wulfskamp gemacht. Die Flurnamen sind also in vielen Fällen Beispiele für die Wandlung, welche die Sprache durchmacht. Aber auch die Flurbücher und Gemarkungsübersichtskarten der Kataster enthalten eine Unmenge von Flurnamen, die grob entstellt sind. Aus Stiefmodder (Name eines Baches, der steifen Schlamm (Modder) mitführt), wurde Stiefmutter, aus Kuhschietendahl entstand Kuhschützental. In Münster änderte man Hörstertor in Hörtertor um. Diese Fehler beruhen z. T. auf Unkenntnis. Orts- und landfremde Geometer und Katasterbeamte, die der heimischen Sprache fremd gegenüberstanden, haben da vielfache Verwirrung angestiftet. Manche von ihnen sind auf die Nachlässigkeit des Abschreibens oder auf die mangelhafte Fähigkeit, die Handschrift der Vorlage richtig zu lesen, zurückzuführen. Eine richtige Deutung gerade dieser sprachlich fehlerhaften Flurnamen wird nur möglich sein durch Vergleich mit den älteren Sprachformen und der Mundart.

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

Akademiker und Volk.*)

Von Friedrich Dessauer.

Die gewaltige Schar der deutschen Arbeiterschaft bildet das Fundamet des Volkes. Denn die täglich vollbrachte und täglich neu wieder aufgegebene Arbeit, alles zu bereiten an Nahrung, Kleidung, Wohnung, Arzneien, Werkzeugen, Maschinen und all den tausend anderen Geräten des Bedarfes, diese Arbeit ist Voraussetzung für Dasein und Fortpflanzung eines Kulturvolkes. Es ist wahr, daß „alle Räder stillstehen" würden, „wenn der starke Arm" des handarbeitenden und maschinenregierenden Deutschlands „es wollte". Der Boden würde seine Fruchtbarkeit verlieren, die er der Technik und also der Arbeiterschaft verdankt. Wir würden nicht zu leben haben. Die Wasserquellen in unseren Häusern würden versagen, das Licht erlöschen, die Arzneien fehlen, Handel und Wandel würden zum Stillstand kommen, ein großes Sterben über die Nation herabsinken. Wir sollten eingedenk in jeder Stunde, in der wir uns unseres Lebens freuen, in warmen und vom technischen Licht erhellten Räumen uns treffen, durch die Straßen der Stadt wandern, Zeitungen und Bücher lesen, schlafen oder wachen, daß die gewaltige Kraft der Arbeiterhände uns all diese Mittel reicht, und daß in allen Gegenständen des Lebensbedarfes das menschliche Schicksal der Arbeiter mit unserem Schicksal auf mystische Weise verflochten ist.

Verflochten auch, in besonderer Weise, mit der Arbeiterschaft ist der Akademikerstand, der an Menschenzahl ungleich kleiner, im Leben der Nationen ein köstliches Gut nutzbringend zu verwalten hat. Was immer die Geschlechter, die jemals vor uns über die Erde schritten, erkannt und erfahren haben, was immer in den Menschenwerken davon angehäuft, in Schriften der Bibliotheken angesammelt, in Denkmälern aufbewahrt, durch Tradition erhalten ist — all dieses Gut wird lebendig und wirksam nur durch den lebendigen Menschen, in dessen Geist und Willen Kenntnis und Erfahrung der Menschheit wiedererwacht und wirkt. Darin liegt Bedeutung und Aufgabe des Akademikerstandes, das ist derjenigen, denen das Volk die Wohltat erweist, zu den Schätzen des Wissens und der Erfahrung auf den hohen Schulen Zutritt zu bekommen. Sagen wir es gleich, daß jeder Akademiker, den eine Nation aufbringt, seine Eigenschaft dem Umstand verdankt, daß viele andere für ihn Handarbeit übernehmen. Nur dadurch, daß viele Arbeiter sind, können einige Akademiker sein. Denn man kann nur Akademiker sein, wenn andere das Brot bereiten, Häuser bauen, Licht erzeugen, Leinwand weben, Kohle aus dem Schoß der Erde herausschaffen. Somit steht am Beginn der Akademikerlaufbahn als erstes ein großes Geschenk des Volkes und ganz besonders des Arbeiterstandes. Niemals darf in Lebenslänge die Dankbarkeit hierfür der Seele entschwinden. Immer muß dem Akademiker, begegnet er auf der Straße dem Strom

*) (Nach einem Vortrag, den Professor Dr. Friedrich Dessauer vor einigen Tagen in einer Volksvereinsversammlung in Berlin gehalten hat). Mit frdl. Erlaubnis der Redaktion entnommen der Rhein-Mainischen Volkszeitung 22. 2. 27. Die Ausführungen rühren an eine wichtige Aufgabe der Heimatpflege.

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

der Müden, die aus den Schächten und Fabriktoren herauskommen, das Erlebnis sich erneuern: Ihr seid es, Ihr grauen, verstaubten Brüder, denen ich meinen Anteil am Besitz der Menschheitserfahrung verdanke; wie mach ich das wieder gut?

Dieser Anteil ist anvertrautes Gut, an das Verpflichtung sich knüpft: lebenslänglich die Früchte dieses Besitzes dem Volke zuzuführen. Der Akademiker ist dem Volke tief verpflichtet, und er kann solange seine Lebenskraft reicht, dieser sittlichen Pflicht an Menschheit und insbesondere an seinem Volk sich nie mehr entschlagen. —

Was ist das für ein Gut, das die Akademikerschaft in sich trägt und täglich dem Volke dienstbar zu machen hat? Wie kommt sie zu diesem Gut? Welche Rechte und welche Pflichten sind damit verknüpft? Darüber, meine Freunde, brauchen wir nicht viele Worte zu machen. Das Wissen von der Natur, vom Reich der Stoffe und Kräfte, vom Reich der Pflanzen und Tiere, von der Erde und von den Sternen, das Wissen von der Vergangenheit der Menschen, von der Geschichte und ihren schwer erkennbaren Gesetzen, das Wissen von den Sitten, Künsten und Schicksalen, das Wissen von dem Recht und der Ordnung der Gesellschaft, das Wissen vom menschlichen Körper, seinem Leben und seinen Krankheiten, das Wissen von den Sprachen, von Zahl und Maß, das ungeheure Wissen der Technik, das Wissen von der menschlichen Seele und ihren Kräften, das Wissen um die Gesetze des Geistes, endlich das Wissen und Glauben an Gott, den Schöpfer und Richter aller Dinge, dessen Stimme allzeit in unserem Bewußtsein als Gewissen erfahrbar ist — das alles im gewaltigen Maß des Erfüllten und in einem noch unendlich größeren Maß des noch Erstrebten ist der Schatz, dessen Wächter und Priester der Akademikerstand sein soll.

Dieses Reich bietet sich nicht von selbst, es will erkämpft werden. Studiengang ist mühseliger, harter heißer Aufstieg auf hohen Berg, und selbst das Ziel, der akademische Grad, ist kein Ende des steilen Pfades, ist nur ein Aussichtspunkt, der zeigt, daß es noch immer weiter, höher hinauf geht. Aber wenn auch der Aufstieg steil und ohne Ende für den Akademiker rechter Art ist, das Glück des bei jedem Fortschritt erworbenen Besitzes ist groß. Freilich unterscheiden sich die Menschen. Ein großer Teil erwirbt auf diesem Wege nur äußere Form, nimmt Wissensstoff in sein Gedächtnis auf. Der rechte Akademiker indessen, um den es sich vor allem handelt, wird bei jedem Schritte reicher. Er sieht verborgene Zusammenhänge. Es ist, wie wenn zu der sichtbaren irdischen Welt eine zweite, tiefere hinzuträte, welche über die erste, allen Menschen sichtbare Meisterin ist. So erlangt er die Kraft, eine Welt zu sehen, die andere nicht sehen können, und Fähigkeiten, die andere nicht haben. Er kann Krankheiten erkennen und heilen, die dem Laien unverständlich sind. Er kann Sprachen und Zeichen lesen, die den anderen Rätsel bleiben. Er kann den Lauf der Sterne vorausberechnen, und es ist als ob die Sterne sich diesen Berechnungen beugten. Er kann seelische Zusammenhänge ergründen, Gesetze, welche die Menschheit bewegen und umändern, auffinden. Er kann in der Technik neue Gebilde von besonderer Macht herstellen, das Mikroskop, welches die Tiefe, das Fernrohr, welches die Weltallsweite auftut, Röntgenstrahlen, die das Innere der Körper enthüllen. So ist er wie mit Zauberkräften ausgerüstet und verwandelt, was er berührt, fort und fort die Welt — freilich: der rechte Akademiker, der dieses Namens würdig ist. Plato, Griechenlands größter seherische Geist, nannte seine Schule Akademia. Daher kommt der Name

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

und seine Vorbedeutung. Denn Plato hat zuerst und entscheidend der Welt des Geistes und der Ideen die übergeordnete Geltung und Macht über das sichtbare Reich zuerkannt. Auf hoher Stufe kann der Akademiker einer letzten Verbundenheit mit diesem Reiche inne werden. Doch hiervon zu sagen, reicht keine Sprache aus.

Die Formen des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und sozialen Lebens und damit, wenn auch auf eine mehr verborgene Weise, die Veränderungen in der Politik, das ganze äußere Schicksal von Menschen und Völkern werden von dem geistigen Schatz, den Akademiker tragen, je und je neu gestaltet. Ruhen die Völker auf der Arbeit von Hand und Maschine, so entfalten sie sich aus dem Schatz von Wissen, Erfahrung und technischem Können heraus. Diese beiden Quellen, des Daseins und der Fortentwicklung, tragen Schicksal der Menschheit in ihrer Flut.

Aber nun meine Freunde: die beiden Stände in unserem Vaterland, mit den andern zusammen, bilden doch ein Volk; sie sind doch zusammen eine Einheit, und die Verschiedenheit ihrer Dienste kann nicht eine letzte Verschiedenheit sein. Es ist doch nicht so, als diente der Arbeiter, der Ernährer, Träger und Spender der Daseinsbedingungen und als hätte der Akademiker nicht zu dienen, sondern nur zu besitzen. Das wäre ja sinnlos. Alles was wir Akademiker geistig besitzen, dank der handarbeitenden Schicht, besitzen wir nicht für uns, sondern schulden wir dem Volk. Akademiker sind Verwalter und Vermehrer des Schatzes, nicht Selbstbesitzer zuletzt. Sie sind zugleich seine Mittler, damit der Gehalt von Macht und Hilfe, der in diesem Schatz der Erkenntnis, Erfahrung und Technik ruht, immer neu dem Volk zufließt. Aber dennoch: hier liegt ein Problem: die beiden Stände im Volk, Arbeiter und Akademiker sind nicht gleich, ihr Dienst ist verschieden; somit besteht zwischen beiden Unterschied, Sonderung, Trennung, Gegensätzlichkeit, aber sie sind dennoch miteinander verknüpft in größerer Einheit, durch Dienst und Pflicht, durch Gabe und Dankbarkeit, die zur Gegengabe führt. Es soll sich für uns jetzt darum handeln, diese beiden einander entgegengesetzten Kräfte, die Kraft der Absonderung der Standes- und Klassenbildung und die andere Kraft der Verbindung und Verschmelzung in Dienst und Gegendienst in die rechte Ordnung zu einander zu bringen. Denn das ist urdeutsches Leid: es fehlt an dieser Ordnung in erschreckendem Maße. Der Akademiker ist geneigt, sich vom Volke abzuheben, von der handarbeitenden Schicht sich zu trennen, sich zu seinesgleichen zurückzuziehen und jene gefährlichen Barrikaden des Anders-sein-Mehr-sein-wollens aufzurichten. Die Arbeiterschaft aber, die härteste Last des Daseins trägt und von diesen großen Schätzen des Wissens, der Erfahrung und der darin enthaltenen Macht weiß und täglich sieht — fühlt sich alleingelassen, vom Akademiker abgestoßen, zieht sich zurück, ballt sich bedrückt, hart, kampfentschlossen. Das ist nicht gut. Das soll nicht sein, denn dadurch wird das Leben traurig und der Strom der gegenseitigen Hilfe fließt nicht in breiten glänzenden Fluten, sondern dürftig, düster und träge.

Gewiß gibt es eine berechtigte, natürliche Ordnung des Zusammenschlusses gleichstrebender Menschen. Der Studiengang vereint sie. Sie lernen gemeinsam, gemeinsam sind ihre Aufgaben, ihre Hoffnungen und Befürchtungen, gemeinsam ihre Erlebnisse. Auch ihre Berufstätigkeit führt sie zusammen und sie erleichtern sich gegenseitig das Lebenswerk durch den Zusammenschluß. Solche natürliche Verbindung von Berufskollegen ist gesund, solange sie in ihren Grenzen bleibt. Doch sie

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

hat ihre Grenzen. Wie überall pflegt eine natürliche Strebung, alleingelassen, das Maß zu überschreiten. Es muß ihr von außen her eine begrenzende Macht entgegentreten.

Denn wenn die Standesbildung allein bleibt, wenn das Verbindende gemeinsamer Arbeit im Uebermaß zum Trennenden von andern wird und schließlich Sinnen und Trachten, Denken und Tun an eben diesen Grenzen endigt, dann kommt jenes Unheil der Isolierung heraus, ein Unheil, von dem Deutschlands Geschichte voll ist. Gerade uns Deutschen ist ja das tragische Talent eigen, alles Trennende zu spüren, herauszuarbeiten, zu betonen, ja ins Maßlose zu steigern und das edlere Gemeinsame preiszugeben. Das haben wir politisch getan in 400 einander feindlich gesinnten Vaterländern bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Und das haben wir mit unseren Klassen und Ständen getan, die sich in einem solchen Maße von einander entfernten, daß schließlich in vergangenen Zeiten, aber mit Nachwehen bis in unsere Tage, die Angehörigen einer bevorzugten Klasse in einem Mitglied des „vierten" Standes den Mitmenschen vergaßen. Wenn Sie sich ganz drastisch an das Verheerende dieser Abriegelung zwischen Menschenklassen erinnern wollen, so denken Sie daran, daß vor 150 Jahren weithin in Deutschland Bauern noch leibeigen waren, in manchen Staaten nicht viel anders als die Sklaven des römischen Reiches. Da war wenig Gemeinschaft zwischen Herr und Knecht, die Unterschiede unübersteiglich. Und das ist nicht gut. Schon vom Standpunkt irdischer Wohlfahrt aus nicht, denn ein so gespaltenes Volk, innerlich zerrissen, kann nicht kräftig sein. So wie 400 Zollschranken damals die Deutschen äußerlich trennten, so rissen die Gräben der Standesunterschiede das Volk innerlich auf. Wo hat der Unfreie, Glücklose ein Vaterland, für das er Blut und Leben opfern wollte? So ist ein gespalten Volk ein schwaches Volk. Noch mehr! Sein Blut erneuert sich nicht, der Kreislauf der Menschen stockt. Erneuert doch jeder Stand seine elastische Kraft durch Zuzug von andern Ständen und schwächt sich unaufhaltsam, wenn er Inzucht treibt. Und schließlich, um von vielen Gründen noch einen zu nennen: der Sinn des irdischen Daseins selbst wird verfehlt, denn der irdische Sinn von Volk und Staat ist Wohlfahrt der Menschen und eben nicht nur einiger weniger unter ihnen. Trennen sich aber die Klassen feindlich ab, so wird immer nur ein kleiner Teil, und der nur in stetiger Sorge und mit schlechtem Gewissen, der Erdengüter teilhaftig.

Ein solcher Zustand aber widerspricht über das Irdische hinaus Grundsätzen christlichen Denkens und christlicher Sitte, denn außer den vom Herrgott selbst in die Wiege gelegten Unterschiede des Charakters und der Begabung gibt es kein Recht, das stärker ist als das natürliche Recht der Menschen: die gleiche Chance zu haben. Standesmäßige Abriegelung aber verneint diese Chance, sperrt Volksteile aus, indem sie andere privilegiert. Und zwar ohne sittliches Recht privilegiert, denn der ausgesperrte Stand trägt Lebenslast für den privilegierten. Deswegen beginnt Trennung der Berufe und Klassen gegen irdische Wohlfahrt und gegen Sittengesetz dann zu verstoßen, wenn Grenzen über das notwendige Maß zum Schaden der Schicksalsgemeinschaft betont werden. Nicht nur der unterdrückte, ausgeschlossene Volksteil leidet unter dem Fluche und dem Unrecht, der bevorzugte Stand selbst wird von der Strafe ereilt. Kurze Zeit und mit immer bedenklicheren Mitteln kann er seine Vormachtstellung behalten und eines Tages zerbricht sie in Umwälzung,

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

oder lauter Revolution: in die Tiefe tauchen die führenden Geschlechter, andere aus der Verborgenheit steigen zur Oberfläche empor.

Der Akademiker hat das natürliche Recht, zur Förderung seines Studienganges und seines Berufes sich mit seinesgleichen zusammenzufinden, Freundschaft in diesem Kreise zu pflegen und Erholung zu suchen. Wenn er aber sonst nichts tut als dies, wenn er nicht emporsteigt über die Grenzen seines eigenen Standes, weit darüber hinaus den Menschen ringsum seine Hilfe, seine Hand und sein Herz nicht bietet, dann wird er nicht zum Menschentum gelangen. Dann wird durch arge Verengung nie sein schlummernder Eigenwert zur Wirklichkeit. Dann wird er die Dankesschuld nicht los für die große Aufgabe, die am Anfang steht, die ihm die Andern, die handarbeitenden Menschen lebenslänglich leisten. Er wird nicht teilhaftig des Lebensstromes, der um ihn kreist und er droht, zu jenem Typus der Minderwertigkeit zu gelangen, den wir treffend als Subalternität kennzeichnen. Denn dies ist Subalternität: im Schwächegefühl sich mit Dünkel wappnen, bei dem eigenen Stand Schutz suchend unterkriechen, gleichsam eine Festung mutloser Unfreiheit beziehend. Der Genius macht sich davon frei. Genius tiefster Gegensatz zu Subalternität ist Beschwingtheit des Geistes zur Freiheit über die Grenzen des Standes und der überkommenen Vorurteile hinaus. Genius kennt Grenzen und achtet sie, wo sie gelten. Aber Genius kann fliegen und wagt es; Subalternität kann nur kriechen, wagt es nicht, sich von dem Orte zu entfernen, wo sie sich unter Standesgleichen sicher fühlt.

So erkennen wir in der Ueberspannung jeder Art von akademischer Abriegelung ihr Wesen: Verletzung des Genius der Akademie, mutlose, dünkelhafte Subalternität. Wer nicht in Freimut, ohne Panzer von Titel und Graden den Weg zum Menschentum anderer Klassen beschreitet, dessen Menschentum ist verblaßt. Betont er überheblich, trennt er sich anmaßlich in eitelm Anders-Sein-Gefühl: — so hat er den Geist des akademischen Standes verraten. —

Menschen des Akademikerstandes, in deren Seele der Genius stark genug ist, ihre Freiheit zu sichern, finden den Weg zu den Menschen, den Volksgenossen ringsum und begegnen ihnen offen, aufgeschlossen, nur mit jener Distanz, die jeder erzogene Mensch vor Mitmenschen einzuhalten hat. Wie vollzieht sich solcher Verkehr? Lassen Sie mich das, meine Freunde, in einer drastisch-schematischen Antithese sagen: Fast alle Akademiker, die Aerzte, Richter, Lehrer, Ingenieure, Priester, haben alltäglich mit Menschen anderer Stände zu tun: Sie sollen nicht Schalterdienst an ihnen verrichten, sondern Menschendienst! Schalterdienst hat Draußen und Drinnen. Draußen zieht vorbei die Schar der Namenlosen, der „anderen". Zwischen ihnen und dem Schaltermann ist die Wand des Abstandes, des Ganz-anders-Seins. Trostlose Maschine: durch ein Loch wird das Dienstgeschäft gereicht — nüchtern und ohne Seele. Es könnte, es sollte doch, wo immer möglich, ein menschliches Tun, eine Begegnung sein: Menschendienst also. Freudig gereicht im tiefen Gefühl der Schicksalsverbundenheit der Menschen und der Brüder eines Volkes. Vielleicht hab ich selbst, vielleicht mein Sohn oder Enkel den Kittel seines Schicksals an. Dann soll ihm begegnet werden, wie ich dem Manne des „vierten" Standes begegne.

Auf meinen letzten Vortragsreisen in Kreisen katholischer Akademiker habe ich mit großer Freude einen Schritt des Durchbruchs traditioneller Standesvorurteile beob-

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

achtet, den ich als Symptom einer unaufhaltsamen gesunden Entwicklung erzählen möchte. In einer Reihe von Städten haben sich katholische Akademiker entschlossen, die Abende, die sie zu Vorträgen, zur Fortbildung, zu Diskussionen benutzen, nicht mehr allein, sondern gemeinschaftlich mit andern, insbesondere mit Arbeitern zuzubringen. Sie luden zu diesen Abenden nicht die Akademiker allein, sondern Arbeiter und Arbeitervereine gemeinschaftlich ein und wechselten das Präsidium der Abende. Das ist eine Begegnung, fruchtbar für beide. Doch gewiß: sie darf nicht die einzige bleiben. Jeder von uns ist dem Bruder Arbeiter verschuldet. Wir müssen, um unseres Volkes willen, um unserer selbst willen, um Gottes willen, sie suchen, sie unsere freundwillige Nähe spüren lassen, müssen vermeiden, was sie, die Schwertragenden, ihr härteres Los spüren läßt. Nicht allzuviel Uebermut, nicht Schaugepränge, herrisches Gehaben, auch in der Jugend nicht! So nur werden wir innerlich mit ihnen ein Volk, so nur erfahren wir zu unserer Bereicherung, was in ihnen lebt und bewegt ist, so nur sind wir in Christus ihre Brüder.

Ganz groß ist die Aufgabe der Ingenieure. Sie stehen unter allen Akademikern am meisten mit dem Arbeiterstande in dauernder Berührung. Freilich man lehrt die Ingenieure Jahre hindurch Maschinen bauen und pflegen. Daß an den Maschinen Menschen stehen, der Pflege bedürftigt, wird kaum gelehrt. Diesem Stande — auch der Volksverein möge daran denken — ist eine große Rolle in der Zurückgewinnung des Arbeiterstandes zur menschlichen Gesellschaft anvertraut.

Meine akademischen Freunde! Nicht unser Verdienst ist es in erster Linie, der uns den Anteil an dem großen Reich des akademischen Gutes gewährt und so vor dem handarbeitenden Bruder Mensch hervorhebt; nein, — zwei Geschenke: die göttliche Gnade des Talentes und das Opfer der Aermeren, die für uns die Arbeit mit Händen und Maschinen verrichten. Angesichts dieser Verschuldung aller gehobenen Stände an dem Arbeiterstand gibt es nur eine anständige Antwort: die Dankespflicht lebenslänglich durch Berufsarbeit in menschlichem Verkehr abzutragen, den Dienst, den uns die andern vorgeleistet haben, mit Zinsen zurückzahlen. Absonderung des Akademikers gegenüber dem Arbeiterstande wäre in Wahrheit nicht Zurückhaltung des Besserseins und Stolzes, vielmehr Zurückhaltung der Scham des säumigen Schuldners. Wir Akademiker, wenn wir Glück und Macht aus Wissens- und Erfahrungsschatz genießen, sollen nie, nie vergessen, daß in der gleichen Stunde für jeden von uns Männer in den Schächten Kohlen schaufeln, Kessel schüren, Aecker pflügen, sonst könnten wir nicht sein.

Möchten die christlichen Akademiker Deutschlands immer daran denken, Hilfe mit Hilfe vergelten, Dienst mit Dienst, damit sie vor sich selbst und vor dem Stuhle des Meisters aller Weisheit, dem höchsten Herrn der Akademie, Antwort geben können auf die Frage nach der großen Schuld, die an der Pforte des akademischen Weges jeder auf sich nahm, der den Pfad zum heiligen Berge einschlug.

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

Die hl. Mathilde.

Von Wilh. Muffert. *)

Im Regierungsbezirk Minden des Westfalenlandes liegt in der Nähe von Herford ein kleines Dörfchen, namens Enger. Im 9. Jahrh. war Enger eine Stadt. Hier hauste damals ein Grafengeschlecht, das auf Widukind, den Gegner Karls des Großen bei seiner Unterwerfung des Sachsenlandes, seinen Ursprung zurückführte. Diese Grafen beherrschten von Enger aus den ganzen Gau der Angrivarier. In der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. lebte auf der Burg von Enger Graf Dietrich, ein Ururenkel Widukinds. Dietrich war mit Reinhilde, deren Vater ein Däne und deren Mutter eine Friesin war, vermählt. Aus dieser Ehe stammte die heilige Mathilde.

Mathilde ist wohl um das Jahr 897 geboren. Die ersten Kinderjahre verbrachte sie sicher in ihrer Heimatstadt Enger. Später wurde Mathilde im Alter von 5 oder 6 Jahren in das Kloster von Herford zur Ausbildung geschickt. Das Kloster von Herford stand damals unter der Leitung der Großmutter Mathildens. Diese Großmutter hat auf Mathilde in hohem Maße eingewirkt. Sorgfältig wachte die Großmutter über das Seelenheil ihrer geliebten Enkelin und hat ihr sicher auch viele heilsame Lehren gegeben. Im Kloster hat Mathilde besonders die Demut schätzen gelernt, die später die schönste Blume in ihrem Tugendkranze war. Im Kloster entwickelte sich schon bei Mathilde ein großes Verlangen nach Gott. In der Natur, die sie ja in Herford umgab, suchte Mathilde den Schöpfer immer mehr zu erkennen. Mit großer Freude las sie die heiligen Schriften, die ihr von Gott redeten. Besonders gern vertiefte sie sich in die großen und schönen Gedanken des königlichen Sängers David in seinen Psalmen. Diese brachten Mathilde nicht nur Gott näher, sondern weckten in ihr auch noch manche andere zum Himmel dringende Gedanken. Wie innerlich, so entwickelte sich Mathilde auch äußerlich im Kloster zu Herford. Mathilde wuchs zu einer schönen Jungfrau heran, die sich durch Anmut und Liebenswürdigkeit (nach Ludwig Clarus) vor ihren Bildungsgenossen auszeichnete. Ja, in allen Gauen Sachsens und darüber hinaus sprach man von der Schönheit Mathildens. Viel wurde auch Mathildens Bildung und ihre Geschicklichkeit in der Anfertigung von Stickereien und im Spinnen bewundert. Dank dieser Vorzüge Mathildens kam auch der Ruf von ihr zu den Ohren des Sachsenherzogs Otto und seines Sohnes Heinrich.

Die Herzöge von Sachsen hausten damals zeitweise auf ihrer westfälischen Burg Kappenberg, zeitweise zu Ludolfshausen bei Korvey. Des Sachsenherzogs Otto Sohn Heinrich war zunächst mit einer gewissen Gatheburg vermählt gewesen, mußte aber mit ihr die Ehe lösen, da diese von der Kirche nicht gebilligt wurde. Aus der Verbindung mit Gatheburg stammte der bekannte Sohn Heinrichs, mit Namen Thankmar. Dieser Thankmar hat sich später gegen seinen Halbbruder Otto erhoben, weil ihm als dem Sohne aus ungültiger Ehe die Thronfolge vorenthalten war. Otto aber war der Erhebung Herr geworden. Der Kampf Ottos mit Thankmar spielte sich im Sauerlande ab. In Belecke bei Rüthen erhielt Otto eine Schlappe.

*) Gearbeitet nach: Die heilige Mathilde, ihr Gemahl Heinrich I., und ihre Söhne Otto I., Heinrich und Bruno. Ein Stück deutscher Geschichte von Ludwig Carus. In Kommission der Theissingschen Buchhandlung.

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

Sein Bruder Heinrich wurde nämlich von Thankmar gefangen genommen und als Geisel fest gehalten. Auf der Eresburg, in dem heutigen Obermarsberg, hatte Thankmar später Stellung genommen. Seine Leute aber wurden geschlagen, und Thankmar mußte fliehen. Er flüchtete sich in die Sankt Petrikirche in Obermarsberg. Dort wurde Thankmar vor dem Altare von einem Pfeile aus einem Fenster der Kirche getroffen und starb. Noch heute zeigt man in der Sankt Petrikirche zu Obermarsberg an einer Säule ein Gesicht, daß man als das des Thankmar bezeichnet.

Als der Vater Thankmars, des Sachsenherzogs Sohn Heinrich, nach seiner Trennung mit Gatheburg wieder ledig war, wünschte er, wieder zu heiraten, besonders auch aus dem Grunde, weil Thankmar ein Sohn aus ungültiger Ehe war und deshalb nicht Nachfolger Heinrichs dereinst werden konnte. Herzog Otto und der Erzieher Heinrichs, Thietmar, (letzterer erst nach einem Besuche, den er Herford abstattete) hielten Mathilde für eine gute Gattin für Heinrich. Dieser zog also eines Tages mal mit seinem Erzieher Thietmar nach Herford. Dort machte Mathilde beim ersten Anblick einen solchen Eindruck auf Heinrich, daß auch er sich keine andere Gemahlin begehrte als Mathilde, die Tochter des Grafen Dietrich. Mit Einwilligung der Aebtissin, der Großmutter Mathildens also, führte Heinrich nun Mathilde ins Sachsenland, wo zu Wallhausen etwas nördlich der Unstrut bald darauf die Hochzeit stattfand. Heinrich übergab seiner jungen Gemahlin mit Zustimmung seines Vaters alles, was zu der Stadt Wallhausen gehörte.

Bald nach der Vermählung Heinrichs mit Mathilde, die wohl im Jahre 909 stattdefunden hat, starb Herzog Otto (912). Noch vor seinem Tode hatte er das Glück gehabt, seinen kleinen Enkel, den späteren Kaiser Otto I., zu sehen. — Heinrich war nach dem Tode seines Vaters Herzog der Sachsen geworden. In den ersten Jahren seiner Regierung hatte er mit König Konrad I. einen heftigen Kampf zu bestehen, der ungefähr bis zum Jahre 916 dauerte. Von da an sehen wir beide wieder versöhnt. Ja, Konrad schlug sogar auf seinem Sterbebette Heinrich als seinen Nachfolger vor, obgleich Konrad noch einen Bruder Eberhard hatte. Nach dem Tode Konrads wählten auch wirklich seinem Wunsche gemäß die Fürsten, von denen die fränkischen und sächsischen das Schwergewicht bildeten, Heinrich zu ihrem Könige, im Jahre 919.

Mit Heinrich bestieg auch seine Gemahlin Mathilde den deutschen Königsthron. Wenn wir von Mathilde als Herzogin von Sachsen weniger hören, so von ihr als Königin der Deutschen desto mehr. Auf dem Königsthrone verhielt sich Mathilde wie eine echte Landesmutter, die in jeglicher Weise, besonders aber in religiöser Hinsicht, ihrem Volke ein Vorbild sein wollte. Die Lehren, die Mathilde in Herford in sich aufgenommen hatte, kamen ihr bei diesem Streben sehr zu statten. Besonders bemühte sich Mathilde, recht demütig zu werden. In der jüngeren Vita Mathildis heißt es nach Ludwig Clarus: „Je höher sie an äußerem Ansehen stieg, desto andächtiger demütigte sie sich und ließ sich, ein seltener Fall, vom Besitze ihrer irdischen Würde niemals zur Hoffart verleiten. Oeffentlich erschien sie mit Edelsteinen und Seide geschmückt, aber inwendig trug sie einen köstlichen Schmuck, ein Gott gefälliges Herz. Gegen ihre Untergebenen legte sie eine solche Demut an den Tag und erwies ihnen eine solche mütterliche Liebe, daß sie die Liebe und der Stolz aller war". Ferner pflegte Mathilde auf dem Königsthrone sehr das Gebet. Dafür genügte ihr schon nicht mehr der Tag.

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

Selbst zur Nachtzeit stand Mathilde, wie uns die jüngere Vita erzählt, vom Lager auf und ging in die Kirche, um dort zu beten. Der König ließ sie ruhig ihre Gebete, auch des Nachts, verrichten, weil er wußte, daß das Gebet seiner Gemahlin ihm und dem ganzen Volke von Nutzen sei. „Denn", so fügt die jüngere Vita nach Ludwig Clarus hinzu, „ihr Wille fing in Gott an und endigte, wo er angefangen: in Gott". Ganz besonders legte Mathilde eine bewunderungswürdige Nächstenliebe an den Tag. Almosen spendete Mathilde in reichlichem Maße. Jeder Dürftige durfte zu ihr kommen. Niemals aber entfernte er sich von Mathilde, ohne daß sie seine Not gelindert hatte. Für Verbrecher und solche, die mit Gewalt unterdrückt waren, legte Mathilde oft ein gutes Wort beim Könige ein, der oft auch ihre Bitten willfahrte und Gnade vor Recht ergehen ließ. Von Mathildens Einfluß auf den König besonders in dieser Beziehung zeugen auch viele Schenkungsurkunden, die mit den Worten beginnen: „Auf die Fürbitte unserer geliebtesten Gemahlin Mathilde". Auch hat für die Angelegenheiten der Kirche Mathilde, geführt natürlich von einer höheren Nächstenliebe, auf Heinrich I. eingewirkt. „Denn Heinrich hatte früher (nach Ludwig Clarus) einen zu scharfen Unterschied zwischen Geistlichkeit und Kirche gemacht. Heinrich witterte nämlich ehrgeizige Ueberhebung bei dem Klerus, wo wirklich nur der Selbsterhaltungstrieb und das Gebot der geistlichen Würde verfolgt wurden". Mathilde hat es nun zum Nutzen der Kirche fertig gebracht, den König von solchen Gedanken abzubringen. Ja, Heinrich übergab sogar seinen Sohn Bruno, der wohl im Jahre 928 geboren ist, der Erziehung des Bischofs Baldrich von Utrecht. — Mathilde blieb auch der äußeren Lebensweise des Klosters Herford eingedenk und suchte ihr Leben auf dem Königsthron danach einzurichten. Sie betrachtete oft das Leben der Heiligen; erneuerte täglich ihre Vorsätze, erforschte jeden Abend ihr Gewissen und sammelte sich auch manchmal noch sonst am Tage. Körperliche Arbeiten hielt Mathilde für eine Schutzwehr gegen Versuchungen. Wenn solche an Mathilde herantraten, dann nahm sie sie auf sich als eine Prüfung Gottes. Die Versuchungen ermahnten Mathilde immer an das Wort Christi: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet". Zugleich bewahrten sie Mathilde vor der Hoffart. Irdische Sorge bekam wohl nie, wie ja natürlich bei heiligmäßigen Personen, über Mathilde die Ueberhand. Wenn Mathilde auch so eingezogen nach klösterlicher Art lebte, so entzog sie sich dennoch nicht ihren Angehörigen, Untergebenen und solchen, die ihre Hilfe bedurften. Sie war vielmehr zu jeder Zeit bereit, ihnen ihre mütterliche Zugänglichkeit zu zeigen. — König Heinrich I. starb am 2. Juli 936. In seinen letzten Worten, die er an seine Gemahlin Mathilde richtete, drückt Heinrich zum letztenmalen und recht deutlich seine große Liebe zu ihr und ihren hohen Wert für ihn aus. Diese Worte lauten, wie uns die jüngere Vita Mathildis (nach Ludwig Clarus) berichtet: „O, du uns immer Treueste und mit Recht Geliebteste, wir danken Christo, daß du länger am Leben bleibst als wir. Denn niemand verband sich je mit einem Weibe von festerer Treue und bewährter in jeglichem Guten. Habe also Dank, daß du unseren Zorn unermüdet beschwichtigt, uns in allen Dingen nützlichen Rat gegeben, auch sehr oft von der Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit gerufen und fleißig ermahnt hast, den mit Gewalt Unterdrückten Barmherzigkeit widerfahren zu lassen. Jetzt empfehle ich dem allmächtigen Gotte und den Fürbitten seiner Auserwählten dich und unsere Kinder samt der Seele, die im Begriffe ist, aus dem Körper zu weichen". — Die letzte Tat, die Heinrich

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

hauptsächlich auf Bitten seiner heiligen Gemahlin tat, war die Gründung des Frauenstiftes in Quedlinburg, wo Mathilde und auch Heinrich bei ihren Lebzeiten oft weilten.

Nach dem Tode Heinrichs fängt so recht Mathildens heiliges Leben an. Jetzt, wo sie nicht mehr von den Gefahren des Königsthrones behindert war, ging Mathildens Streben allein wohl darauf aus, Gott zu gefallen und ihn zu ehren. In Gebet und Nächstenliebe ganz besonders suchte Mathilde Gott mehr und mehr in ihrem Leben näher zu kommen. Tag und Nacht fast betete Mathilde in ihren Witwenjahren. Nur wenige Stunden genügten ihr zum Ruhen. Aus Nächstenliebe verschenkte Mathilde jedesmal den zehnten Teil ihrer Zolleinkünfte aus ihrem Wittum an die Armen und die Diener Christi. Als Wittum hatte Heinrich I. nämlich Mathilde im Jahre 929 alles verliehen, was Heinrich eigentümlich in Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen, Gronau und Duderstadt besaß. Des Morgens nach der hl. Messe empfing eine Menge von Armen aus Mathildens Hand Nahrung und Kleidung. Diese Nächstenliebe verhalf ihr weiter wieder zur Gottesliebe. Denn Mathilde war sich bewußt, daß sie Christus Wohltaten erweise, wenn sie die Hungernden sättigte und die Nackten bekleidete, gemäß Christi Wort: „Alles, was ihr dem Geringsten tut, das habt ihr mir getan". Mathildens Heiligkeit findet ihre Bestätigung ferner im Leiden und zwar einem Leiden, das ihr von ihren eigenen Söhnen angetan wurde.

Zunächst bereitete der Streit ihrer Söhne Otto und Heinrich um die Königskrone Mathilde viel Kummer. Beide hielten sich für berechtigt auf den deutschen Thron. Otto war nämlich der älteste, aber als Herzogs-, Heinrich zwar der jüngere, aber als Königssohn geboren. Als nun Otto von dem Vater als sein Nachfolger bestimmt und von den deutschen Fürsten als der König Deutschlands gewählt worden war, da brach bald der offene Krieg zwischen den beiden Brüdern aus. Mathilde hielt es zwar mit Heinrich, ihrem Lieblingssohn, weil er die meiste Aehnlichkeit mit seinem Vater hatte, aber sie ermahnte ihn immer, das Unrecht zu erdulden. Den offenen Kampf zwischen Otto und Heinrich vermochte Mathilde aber nicht zu hintertreiben. Zweimal erhob sich Heinrich gegen seinen Bruder; Otto aber blieb in beiden Aufständen Sieger. Nun fand 941 die endgültige Versöhnung, der schon eine vorhergegangen war, am Weihnachtsfeste statt. Heinrich hat den Entschluß, sich gegen seinen Bruder zu erheben, im Kerker (Thankmar hatte ihn nämlich, wie schon erwähnt, in Belecke gefangen genommen) gefaßt. Sonst hätte die Mutter ihren lieben Sohn sicher davon abgebracht. Unablässig hat sie um die Beilegung des Bruderkrieges Gott angefleht aus der Tiefe ihres Herzens, das sicher durch einen solchen Vorfall tief betroffen war. Hatte der Bruderzwist Mathilde schon viel Leid verursacht, so sollte sie es erst recht jetzt noch erfahren. — Kurz nach ihrer Versöhnung wandten sich Otto und Heinrich, die von 941 an in fester Eintracht zusammenlebten, gegen ihre erlauchte Mutter. Feinde von Mathildens reinem Leben hatten nämlich den beiden Brüdern gemeldet, sie häufe unermeßliches Geld zusammen und habe die Fülle der königlichen Zinseinnahmen durchaus erschöpft. Nun wurden nach allen Seiten Späher ausgesandt, die Mathildens Boten, die mit Geschenken für die Armen beladen seien, ausplündern, mit Schmach überhäufen und heimsenden sollten. Zuletzt nötigten sogar Otto und Heinrich ihre Mutter, ihr königliches Wittum zu verlassen und den Schleier zu nehmen. Mathilde verhielt sich gegenüber dem Unrechte, das ihr von ihren beiden Söhnen Otto und Heinrich widerfuhr, recht stark. Als echt christliche Frau nahm sie

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

diese Trübsale als von Gott kommend auf sich und rechnete sie ihren eigenen Sünden als Buße an. Als Mathilde später erfuhr, daß die Belästigungen von ihren Söhnen nicht aufhörten, sondern von Tag zu Tag schlimmer wurden, zog sie sich nach Westen in ihr Heimatstädtchen Enger zurück. Mutvoll und in heiligem Vertrauen auf Gott wandelte sie den königlichen Weg des Kreuzes. In sanfter Demut ertrug die königliche Witwe, was der Herr ihr aufgetragen hatte. Nie kam ein Wort über ihre Lippen, das irgendjemanden Vorwürfe gemacht hätte. So dachte und tat Mathilde, unterließ aber nicht, heiße Gebete zu Gott zu senden, daß er ihre teueren Söhne umkehren möge. Gott erhörte die Witwe. Er beendete die Zerwürfnisse zwischen Mutter und Söhnen. Im Jahre 944, nach ungefähr 4 kummervollen Jahren für Mathilde, fand die Versöhnung in Gronau statt. Mathilde verzieh von ganzem Herzen ihren Söhnen und war hocherfreut über ihren Sinneswechsel. In der Folgezeit sehen wir die königliche Familie in völliger Eintracht. — 11 Jahre später betraf die königliche Witwe eine neues Leid. Ihr Lieblingssohn Heinrich war nämlich am 1. Nov. 955 gestorben. Der Tod Heinrichs ging Mathilde tief zu Herzen. Als sie diese Nachricht von Heinrichs Tode vernahm, da „erbleichte ihr Antlitz, ein kalter Schauder überlief alle ihre Glieder, sie barg ihr sinkendes Angesicht in das Buch, das sie in der Hand hielt", wie die jüngere Vita Mathildis erzählt. Als aber die traurige Bestürzung ein wenig nachgelassen habe, sei sie sogleich in Tränen ausgebrochen. Auch habe sie bei der Bitterkeit ihres Schmerzes an dem Tage keinerlei Speise zu sich genommen. Von diesem Tage habe sie ihre fürstlichen Kleider, die sie noch im Witwenstande trug, abgelegt und sei nur noch im Trauerkleide einhergegangen. Aber dieses Leid, das Mathilde durch den Tod ihres Sohnes Heinrich zugefügt wurde, bestärkte sie anderseits wieder im Dienste ihres Gottes. Nur heilige und dem Evangelium oder anderen heiligen Schriften entnommene Lieder wollte Mathilde hören. In dem Lesen der Lebensbeschreibungen von Heiligen suchte sie ihr Vergnügen. Die übrigen Freuden der Welt verschmähte Mathilde nach dem Tode ihres Sohnes Heinrich. Ihren ganzen Eifer hatte die königliche Witwe von nun an auf den göttlichen Dienst gerichtet. — Als letztes großes Leid, das Mathilde vor ihrem Sterben betraf, kann man wohl den Tod ihres Sohnes Bruno, des Erzbischofs von Köln, (11. Okt. 965) betrachten, wenn auch kein irdischer Trost mehr ausreichte, ihren Schmerz zu stillen. Mathilde faßte sich und wandelte den Weg des Kreuzes weiter, eingedenk Christi Wortes: „Wer mir nachfolgen will, der nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach".

Zweifellos hat Mathilde wie zu ihres Gemahles Lebzeiten so auch während der Regierung ihres Sohnes einen großen Einfluß in staatlicher Beziehung geltend gemacht. Zwar erfahren wir wenig über eine solche Wirksamkeit Mathildens. So erfolgte auf die Empfehlung Mathildens hin die Bekleidung Heinrichs mit der bayerischen Herzogswürde. Weiter trug Otto ihr nach seinem Siege über die Ungarn auf dem Lechfelde (955) die Anordnung der kirchlichen Sigesfeierlichkeiten auf. Ferner empfahl Otto, als er seinen zweiten Römerzug zu seiner Krönung antrat, seinem Sohne Wilhelm, dem Erzbischofe von Mainz, und auch seiner Mutter die Obsorge für das Reich und seinen Sohn Otto, den späteren Kaiser Otto II. Wenn ein Otto I., ein Mann von so großem staatsmännischen Talent, Mathilde in einem so wichtigen Falle für geeignet fand, dann hat Otto auch noch sicher öfters den Rat seiner Mutter verlangt und angenommen, zumal der Kaiser Mathilde öffentlich Liebe und aufrichtige Verehrung erwies.

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

Drei Klöster sind in jener Zeit mit Hilfe Mathildens entstanden, so das Frauenstift zu Quedlinburg, das Mönchskloster in Pölde und das Nonnenkloster in Nordhausen. Letzteres stiftete Mathilde um die Zeit, als Otto in Rom die Kaiserkrone empfing (2. Februar 962). Bald nach Ottos Rückkehr aus Italien fand die letzte Zusammenkunft der sächsischen Königsfamilie in Köln statt. Im Juli 966 nahm Otto für immer Abschied von seiner Mutter in Nordhausen. Als Mathilde fühlte, daß es mit ihrem Leben zu Ende gehe, begab sie sich nach Quedlinburg. Vor ihrem Tode „überantwortete Mathilde", nach Ludwig Clarus (jüngere Vita Mathildis), „den Bischöfen und Priestern alle Einkünfte, welche sie zum Nutzen der Armen noch nicht verwendet hatte, und verteilte diese unter die Klöster". Bald darauf „entschlief Mathilde ruhig und friedlich im Herrn am 14. März 968". — Nicht nur Otto, sondern alle edlen Zeitgenossen empfanden den Verlust, den Deutschland durch den Tod seiner erhabenen Mutter erlitten hatte, aufs tiefste. Der Leichnam der hl. Mathilde wurde in Quedlinburg in der Kirche des hl. Servatius neben dem Grabe des Königs Heinrich I. begraben, wo sie selbst zu ruhen gewünscht hatte.

Mathilde wurde schon von ihren Zeitgenossen als Heilige betrachtet. Eine förmliche Canonisation kann jedoch nicht nachgewiesen werden. Dagegen ward ihr Todestag schon sehr früh in die Martyrologien als ein Festtag aufgenommen. Im römischen Martyrologium ist zum 14. März zu lesen: „Zu Halberstadt (Bistum) das Entschlafen der seligen Königin Mathilde, der Mutter Kaiser Ottos I., welche wegen ihrer Demut und Geduld gefeiert wird". Eine Heilige wird sie in den Martyrologien der Benediktiner von Wien und Menardus genannt.

Ueberblick über die Geschichte der Adolfsburg.*)

(Zu unserer Bildbeilage).

Von Adolf Färber, Rinsecke.

Ein Vierteljahrhundert ist es geworden, seitdem die Adolfsburg bei Oberhundem mit ranken Türmen und hohen Dächern aus flachem Wiesengrunde emporwuchs, da, wo die Bigge die junge Hundem am Fuße des Rinseberges erhascht. Das Schloß liegt im ehemaligen Lande Bilstein, in dem die von Fürstenberg, beginnend mit Friedrich von Fürstenberg zu Waterlappe bei Werl, im Dienste der Kölner Kurfürsten $2^1/_2$ Jahrhunderte (seit 1556) die Drostei verwalteten.

In den 1670er Jahren begann der Domherr Freiherr Johann Adolf von Fürstenberg den gewaltigen Bau, wozu die Brüche des Buchhagens und die Eichen- und Buchenwälder der Rüspe das Material lieferten, vollendete 1670 das Herrschaftshaus und 1681 die beiden Flügel

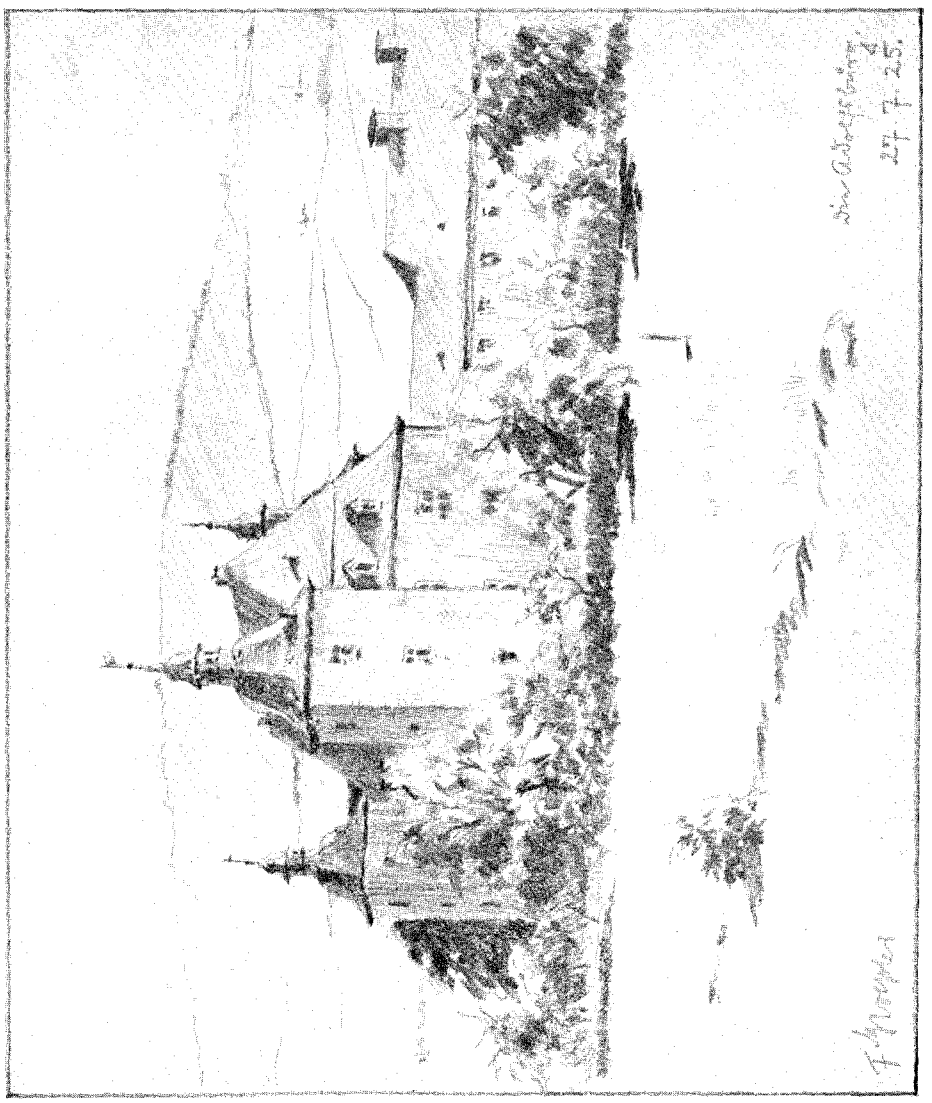
Johann Adolf gehörte einer der glänzendsten Generationen des Fürstenbergschen Hauses an. Von seinen Brüdern seien nur genannt Ferdinand, der berühmte Fürstbischof von Paderborn und Münster, und Franz Wilhelm, Landcomthur der Ballei Westfalen des Deutschordens, Erbauer des Ordenshauses zu Mülheim.

Als sein Bruder Friedrich 1662 seinen zehn unmündigen Kindern durch den Tod entrissen wurde, übernahm er an Stelle des ältesten Sohnes des Verstorbenen, Maximilian Heinrich,

*) Benutzte Literatur: Dr. Kleffmann, Festbuch zur Siebenjahrhundertfeier der Schloßfreiheit und Herrschaft Bilstein 1925. Pieler: Die Adolfsburg und Haus Bruch 1876.

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund



Adolfsburg (Vgl. S. 52)

F. Goeppler

© Copyright Sauerländer Heimatbund

© Copyright Sauerländer Heimatbund
SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

das Drostenamt und die Vormundschaft. Johann Adolf hat dieses Amt bis etwa 1680 verwaltet. Maximilian Heinrich war durch einen frühen Tod seinem Vater gefolgt, und der jüngste Sohn Friedrichs, Ferdinand, wurde Amtmann von Bilstein und Stammherr der Familie. Diesem vererbte Johann Adolf die Adolfsburg, zu der er einen ansehnlichen Grundbesitz in der Rüspe erworben hatte. Er starb im Jahre 1704.

Das Schloß blieb unbewohnt bis 1758, da Ferdinand und sein Nachfolger, Christian Franz Theodor, ihren Wohnsitz meistens zu Herdringen oder auf der Burg Schnellenberg hatten, die Kaspar von Fürstenberg erworben und neu hatte errichten lassen. 1758 zog sich Clemens Lothar Ferdinand in die Einsamkeit des Oberhundemer Rittersitzes zurück und führte dort bis gegen Ende der 1780er Jahre ein an Wunderlichkeiten reiches Leben, worüber die Hundemwohner heute noch manche Mär zu berichten wissen.

Er war geboren am 18. August 1725. Am 23. Februar 1755 vermählte er sich mit Sophie Charlotte, Marquisin von und zu Hoensbroch. Er starb 1791 zu Herdringen, wohin ihn sein Sohn Friedrich Leopold zurückgeholt hatte, um den unerträglichen Zuständen auf der Adolfsburg ein Ende zu machen.

1819 ließ sich Friedrich Leopold für dauernd auf der Adolfsburg nieder, um seiner leidenschaftlichen Liebhaberei zur praktischen Landwirtschaft zu leben. Er war Droste von Bilstein bis 1807, als dieses Amt durch die Großherzoglich-Hessische Regierung aufgehoben wurde. 22jährig verheiratete er sich am 19. Oktober 1788 mit dem Freifräulein Klara Ferdinandine von Weichs zu Wenne. Der Ehe entstammten 14 Kinder, von denen die jüngeren ihre Jugend auf der Adolfsburg verlebt haben.

Friedrich Leopold vermehrte den Fürstenbergschen Besitz im Hundemgebiete durch den Ankauf des Gutes Hausbruch aus der Hand des Freiherrn Maximilian von Schade zu Ahausen. Er starb 1835 und wurde als der letzte Adolfsburger Freiherr und als letzter Bilsteiner Droste bei der Oberhundemer Pfarrkirche begraben. Das eiserne Grabmal trägt die Inschrift:

Grab
des
Reichsfreiherrn und Erbdrosten
Friedr. Leop. von Fürstenberg
zu
Adolfsburg
geb. 31. Juli 1766, verm. 19. Oktober 1788
gest. 25. Oktober 1835.
Hier sein Staub.

Auf der andern Seite ist zu lesen:

Seinem Andenken
gereicht
von
der trauernden Gattin
Clara Ferdinande
Reichsfreiin von Weichs
zu Wenne
Friede seinem Geiste.

Am 5. November 1901 brannte der Teil des Schlosses, den man das Tummelhaus nannte, mit der sich anschließenden Försterwohnung ab und wurde nicht wieder aufgebaut.

Nach fast 100jährigem Schlafe ist die Adolfsburg wieder einem Zwecke dienstbar gemacht worden. 1919 bezogen sie die Patres der hl. Familie aus Grave in Holland und nahmen zweckentsprechende innere bauliche Veränderungen vor.

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

Unsere Erzählung

Memoiren eines Dorfjungen.

Von Fr. W. Grimme

(Fortsetzung)

Der kleine Knirps ist sieben bis acht Jahre alt geworden, ein grundgescheiter Kerl, und kann schon Tage und Zeiten unterscheiden und weiß, Rüben sind keine Winterbirnen, und Ostern keine Fastnacht, und Kirmes keine Feldprozession, er macht mit, was da kommt, und weiß sich im Laufe des Jahres bald auf dies, bald auf jenes Fest zu freuen, und wenn's da ich, seine wichtige Rolle dabei zu spielen, wie ihr anitzt vernehmen sollt.

Masken, Nasen und Schellenkappen, Fratzen und Bocksprünge! Auf dem Kopfe getanzt und die Beine zur Wand 'rauf gesteckt! Strümpfe über Stiefel, Jacken über Röcke, und das Maul über die Ohren! — So ging es auch in unserm Dorfe, wenn Fastnacht war, aber nur in den Reihen der „großen Leute"; wir Kleine mußten die Vernünftigen sein — so wollte es der Schulmeister und der Pfarrer, und wir waren's auch, aber der nötige Ersatz dafür fehlte uns nicht. Den eigentlichen Fastnachtstagen ging und geht die „lüttke [1]) Fastnacht" voraus, d. i. der Donnerstag vor Esto mihi, und diese kleine Fastnacht gehörte ganz den Kleinen. Unser „Wurstspieß" war schon wochenlang geschnitzelt und der „Wurstreim" einstudiert. Mit einer Papiertüte auf dem Kopf und den Spieß in der Hand zogen meine Kollegen das ganze Dorf entlang von Haus zu Haus, um den „Spieß zu singen", ich hatte vom Vater leider nur die Erlaubnis, den Pfarrer, den Nachbar Schenkwirt und meinen Paten heimzusuchen und da mein Liedlein erschallen zu lassen. Dasselbe ist hoch poetisch, darum ist's der Mühe wert, daß ihr es zu hören bekommt.

„Lüttke, lüttke Fastnacht —
Hier ist der Spieß — wo ist der Hast? [2])
Dort oben an der Weime [3])
Da hangen die fetten Schweine.
Nun laßt das Messer gleiten
Bis mitten in die Seiten;
Nun laßt das Messer sinken
Bis mitten in den Schinken,
Und laßt mich nicht zu lange stehn,
Muß noch ein Häuschen weitergehn".

Nun wußten die Hausbewohner, wieviel Uhr es war, sie holten ein Würstlein und hingen es an unsern Spieß, oder waren die Würste schon den Weg alles Fleisches gegangen, so durchbohrten sie ein Rippenstückchen und steckten es uns auf. Zum Danke hatten wir zu singen:

„Unterm Eichenboome
Soll's Gott der Herr belohnen —
Kleine Maus, große Maus,
Unglück weich' aus diesem Haus".

Triumphierend zog ich mit meiner Beute ab, und die Mutter warf mit der großen Mittagswurst auch mein erobertes Würstchen in den Topf, und schmeckte mir dies zehnmal besser als ein reguläres Stück. Mancher arme Bube aber, der das ganze Dorf zu seinem Reviere zählte, trug so volle Spieße heim, daß die Mutter während der sämtlichen Fastnachtstage ihm und der ganzen Sippe reichlich aufschüsseln konnte.

Trotzdem aber, daß mein ersungenes Würstlein mir so trefflich mundete, saß ich mittags doch nicht zu lange bei Tische. Wer kann sich ruhige Zeit zum Kauen nehmen, wenn er an

[1]) klein. [2]) Fleischstück. [3]) Latte, Fleischbalken.

© Copyright Sauerländer Heimatbund

Geigenspiel und Tanz gedenkt? Löffel und Gabel hingeworfen und die Straße gewahrt, ob sich der ersehnte Herr Musikant vom Nachbardorfe noch nicht einfinde! Denn ein großes Wort habe ich euch hier zu nennen — es handelt sich um nichts Geringeres als einen — Ball in optima forma. Schon wochenlang vor dem hohen Tage pflegten die Schüler der Oberklasse gemeinschaftlich einen Brief an den Lehrer aufzusetzen, worin sie seinem väterlichen Herzen nahelegten, daß Lüttke-Fastnacht vor der Tür, und wie es da so schön sei, wenn sie wieder wie im Jahre zuvor „was zu tanzen hätten", und versprachen dann, wenn er ihnen diese hohe Vergünstigung zugestehe, goldene Berge des Fleißes und der Tugend: er ließ sie in der Schwebe bis zum Mittwochnachmittag, der Vigilie des Festum dupler primae classis, verkündete aber dann zum allgemeinen Jubel, er habe den Spielmann bereits bestellt, jedes Kind solle sich am folgenden Mittag in seinem Sonntagszeuge auf der Schule einfinden und einen Groschen mitbringen. Herrje! wir schlugen uns vor Plaisier die Knie. Und die erharrte Stunde kam. Der lustige Musikant, der beides zugleich Geiger und Bläser war, setzte, sobald er ins Dorf trat, seine Klarinette an und blies den ganzen Bienenschwarm der Schulkinder zusammen, die ihm folgten, wie die Jugend von Hameln dem flötierenden Rattenfänger, und jedes hüpfte schon im voraus seinen Galoppsprung und Drewiertel-Tanz. So ging's zur Schule. Dort waren die Bänke abgeräumt und die Hügel und Leisten von veraltetem und wohlpoliertem Straßenkot, die sich darunter anhäuft, aufs sorgfältigste abgeschaufelt, so daß man, ohne den Hals zu brechen, einherspringen konnte: es war nichts darin belassen als der Katheder, doch auf diesem nahm heute nicht der Lehrer, sondern unser Freund Musikus Platz, somit hatte man von da nicht die geschwungene Rute, wozu die Musik wir Armen zu machen hatten, sondern den Fiedelbogen zu erwarten, der es selber tat.

Pfarrer und Lehrer und alle Freunde der Schuljugend fanden sich ein, der Lehrer sammelte die Groschen, zählte davon einen „gemeinen Taler" für den Musikanten ab und ließ für den ganzen Rest einen turmhoch gehäuften Korb voll Weizenstuten [1]) und zwei mächtige Krüge mit Braunbier herholen und schnitt die „Stuten" in Drittelchen. Darauf gab er das Zeichen zum Anfang, und „alleweil geht's los": die Klarinette schrillte ihren ohr- und herzzereißenden Wohlklang durch die Stube hin, jedes Jüngelchen nahm sich ein Mädelchen bei der Hand und drehte sich damit im Kreise herum mit so genialem und ungeniertem Fußsatz, daß ein Ziegenbock und Ballettmeister dort hätten lernen können. Die meisten Tänzer waren Wildschläger, auch meine Wenigkeit gehörte zu dieser Sorte: diejenigen aber welche schon auf einer Scheunendiele den Schleifer, den „Hochauf", den Zweitritt, den Schottisch und „Hackenschottisch" der Dorftradition gemäß einstudiert hatten, taten sich nicht wenig darauf zu Gute und schoben wohl mit schnüffer Miene das kleine Geschmeiß, das ihnen vor den Füßen herumkrabbelte, darunter wiederum meine Wenigkeit, beiseite, um im freiern Raume ihr strahlendes Licht leuchten zu lassen. Der beliebteste Tanz, der darum auch am häufigsten bei dem Musikus bestellt wurde, war der „Herr Schmidt". Die Größern freilich wollten schon nicht sonderlich mehr anbeißen, weil er von den „großen Leuten" schon längst aus der Reihe der Kirmes- und Fastnachtstänze gestrichen war, und brummten wohl, wenn ihn der Musikus wieder anstimmte, verdrießlich vor sich hin: „Hm! wieder der dumme Herr Schmidt!" oder machten auch wohl ganz Pause, bis er vorüber war: doch uns Kleinen war er desto willkommener, wir jubelten und sangen das Lied und hätten uns reinweg die Seele aus dem Leibe tanzen mögen. Da diesem wunderfeinen Tanze allmählich das Fatum der Vergessenheit zu drohen scheint, so soll meine schwache Feder, so gut sie es vermag, versuchen, ihn diesem unverdienten Schicksale zu entreißen und ihn der Nachwelt aufzubewahren: und ich hege die Hoffnung, er werde gleich im nächsten Winter auf den Bällen der Großstädte wieder zu Ehren kommen. Folgendermaßen lautet seine einfache Beschreibung:

Büblein und Mägdlein „kriegten sich an", wie wir es nannten, oder, auf deutsch, man engagierte sich. Bei den ersten beiden Takten:

„Herr Schmidt, Herr Schmidt"

schlürften sie abwechselnd mit dem einen Fuß vorwärts, mit den andern rückwärts, bei den folgenden:

„Was kriegt das Julchen mit?"

dreimal ebenso, doch in schnellerer Folge. Diese beiden Touren wiederholten sich, aber mit den Versen

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

„Den Schleier und den Federhut,
Das steht dem Mädchen gar zu gut",

die zudem noch wiederholt wurden, ging es, haste mich nicht gesehen! im Wirbel herum, daß der Staub aufkugelte, ein Paar an das andere anprallte und hie und da ein lustig oder erbärmlich Purzelbäumchen, meistens auch wieder von meiner Wenigkeit, geschlagen wurde. Doch man krabbelte sich wieder auf, und es ging da capo in infinitum bis die Stube düster war wie die Nacht. Hinterher wurden mit der zweilöcherigen Wasserkanne große Ringe auf den Boden gegossen, um den Staub niederzukämpfen, und die Fenster ausgehoben. Um aber den Staub im Halse bequemer niederschlucken zu können, kam dann die Erlabung mit Stuten und Braunbier. Alle stellten sich in weitem Kreise an den Wänden auf, ein Dienstmädchen mit weißer Schürze machte mit dem Korbe die Runde und gab uns jedem der Reihe nach sein Stutenknäppchen, und der Lehrer ging hinterher und ließ aus einem großen Glase einen jeden von uns einen Schluck Bier nehmen — soviel kann ich sagen, wir blieben alle nüchtern und bei Verstande. Der Musikus aber bekam ein eigenes Glas, um die trockengeblasene Kehle wieder anzufeuchten, und hub dann von neuem an zu blasen, wenn's verlangt ward, zu streichen, und seine Violine sagte „Kreuz und Widerwärtigkeit, Hunger und Kummer — Kreuz und Widerwärtigkeit, Hunger und Kummer". Wenn wir nach der Meinung des Lehrers wieder Staub genug geschluckt hatten, so gab es von neuem Bier und Weck, sodann von neuem Spiel und Tanz.

Nun wollt ihr gewiß noch eine heikle Frage von mir beantwortet wissen, welches Mädchen sich denn bei diesen Tänzen meiner besonderen Gunst erfreut habe. Ja, ja! das sagt man nicht gerne — man kommt dadurch zu leicht ins Gerede. Doch nun — meine Frau hört's nicht — ich will's euch verraten. Das Töchterlein der Hebamme, von dem ich einmal erzählt, daß es in den Uranfängen meiner Erdenpilgerschaft mehrere Wochen mit mir in einer Wiege gelegen habe, hatte immer noch die ältesten Briefe, doch daneben weiß ich noch, daß ich mit besonderer Vorliebe ein gewisses Lisettchen ein- um das anderemal zum Schottisch oder „Herr Schmidt" aufbot, mehrmals empfindlich mit ihr gepurzelt bin und noch lange Wochen nachher von den übrigen mit eben diesem Lisettchen geneckt ward, die uns beide als Braut und Bräutigam „ausschimpften", so daß ich mich mit Fäusten dagegen wehren mußte. — Solche vereinzelte Ausnahmen abgerechnet „kriegten wir an", was uns gerade in den Wurf lief, und Komplimente wurden nicht gemacht, und Vorstellung bei dieser oder jener Dame war nicht nötig. Und darum hatte unser Kollege „Adämchen" ganz recht, wenn er sich über des Schultheißen Töchterlein Leonore furchtbar erboste, wie ihr hören sollt. Mitten in der Stube erhob sich plötzlich ein Getümmel und Ringen. Adämchen, ein kregeles Kerlchen von acht Jahren, etwas kurz und dick geraten, stand vor der hochaufgeschossenen, weit über ihn hinwegsehende Tochter des Schultheißen, wie ein erzürnter Kampfhahn, und riß und zerrte an ihr, sie aber weinte und stemmte sich und wußte sich seiner nicht zu erwehren, eine Rotte aber stand zu Adämchen und gab ihm recht, eine andere zu der Leonore, bis der Lehrer hinzutrat und dem feuersprühenden Kämpfer zurief: „Adämchen, was machst du? was soll das heißen?" Und der Knirps antwortete im vollen Bewußtsein des Rechts und der Satzungen, die dazumal bei den großen Leuten auf den Tanzsälen zu Recht bestanden: „Es da hat mir den Tanz versagt, und darum will ich es vom Saale 'runterschmeißen". Alle Erwachsenen, die anwesend waren, schlugen ein homerisches Gelächter auf, der Lehrer aber beschwichtigte den gerechten Zorn des Beleidigten, indem er des Schultheißen Töchterlein gebot, einmal mit ihm herumzutanzen.

Die Tänzerei dauerte nur bis zum Abendläuten. Da schrob der Musikus das Mundstück von seiner Klarinette, schob sie und die Geige samt der Streiche in einen grünen Beutel, band ihn unter dem Halse der Geige zu und trug in dem nämlichen Beutel unsere ganze, ganze Freude mit zum Dorfe hinaus. O, wie war die Welt hintennach so schal und öde! Einer meiner Brüder wenigstens saß den Abend, als aller Klang verhallt war, still und stumm in der Ofenecke, in dumpfes Hinbrüten versunken. „Was fehlt dir, Junge?" fragte endlich mein Vater, und jener gab zur Antwort: „Ich wollte, daß ich tot wäre!" — „Um Gotteswillen! warum denn?" rief der Vater. Und jener erwiderte: „Weil nun die Lüttke-Fastnacht wieder vorbei und alles Pläster aus ist". Mit lachendem Munde versuchte ihn der Vater zu trösten, er aber grübelte weiter, bis er endlich triumphierend aufsprang und ausrief: „Heißa! in sieben Wochen machen wir das Osterfeuer!" Und von nun an stand wieder etwas vor seiner Seele, worauf er sich freuen konnte, und seine ganze Fröhlichkeit war wiedergefunden.

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

Somit hatten wir Kleinen unsern Fastnachtsrausch schon dreimal ausgeschlafen, ehe der der Großen seinen Anfang nahm. Wie letztere sich einen solchen erwarben, wie sie überhaupt dem Gott Bachus ihre Huldigungen brachten, das durften wir Buben nur ahnen, nicht schauen: denn in das Fastnachtsgelage, dessen Register der alte Adam, meines früher erwähnten Freundes Franz Großvater, zu führen hatte, wurden unsere Namen noch nicht eingetragen, und in die heiligen Hallen der Wirtsstuben und des Tanzsaales war uns kein weiterer Einblick vergönnt, als durch die Ritzen der Tür oder die Fensterscheiben, falls unsere Zehenspitzen uns so hoch emporzutragen vermochten. Darum sind es hauptsächlich kleine Läppchen Straßenskandal, dabei einige Fetzen von häuslichen Szenen, die in meinen Erinnerungen hangen geblieben.

Jener Adam, ein Jüngling von siebenzig Jahren, seit mehr als fünfzig Jahren der Generalissimus des gesamten Fastnachtswesens, drückte, um seine Feldzugspläne für die drei folgenden Tage zu entwerfen, schon am Sonnabend, von des Morgens erstem Grauen, bis daß der Wächter Zwölfe blies, die Bank des Wirtshauses, und nur nach dieser Zeit bekam ihn seine Eva — sie hieß Eva in der Tat — zu sehen, wo sie ihn denn natürlich mit einer gewaschenen Gardinenpredigt taufte, die jedoch in seinem harten Felle keine sonderlich tiefen Eindrücke hinterließ. Zu einer gleichen Rede aber gab er von da an keine Gelegenheit mehr, denn man konnte kühn ein Königreich darauf wetten, daß man ihn vom Sonntag Mittag an bis zum Abend vor Aschermittwoch keine Sekunde, weder bei Tage noch um Mitternacht, in seiner Behausung antraf. Wie eine fremde Erscheinung kam er Franz und mir vor, wenn wir ihn einmal während der vier Tage „durch den Riß der Welt“ oder die Ritze der Wirtshaustür zu sehen bekamen und ihm „Großvater, Großvater!“ zuriefen: „Jungens, schert euch!“ war die unholde Antwort dessen, der sich zu andern Zeiten tagelang mit uns herumzubalgen wußte. Seinen Kommandoruf aber, der das ganze Fastnachtsgelag regierte, hörten wir oft genug aus den innern Räumen herüberschallen. Auch andere Leute gehörten vom gleichen Sonntagnachmittag bis zur ersten Stunde der Fasten zu den Abgeschiedenen, so namentlich vier Brüder, die im ganzen übrigen Jahre sich redlich plagten und keine Spielkarten ansahen: am Fastnachtmittag pfiffen sie sich zusammen, verschwanden in der Tür des Wirtes und erschienen wieder in der Oeffentlichkeit, wenn sie sich am Mittwoch in der Kirche die Asche holen wollten. Was taten sie? — sie spielten, spielten Schafkopf, nur die vier unter sich, und die vier Frauen mußten ihnen alle die Mittage und Abende das Essen ins Wirtshaus bringen. Am Mittwoch wurden sie von aller Welt bewillkommnet, als wären sie von einer weiten Reise heimgekehrt.

Wie schon Adams Wort: „Jungens, schert euch!“ zur Genüge dartut, war ich bei gesagten Szenen eine sehr überflüssige Persönlichkeit. Eine wichtigere Rolle spielte ich am Montagmorgen im eigenen Hause bei dem Zehenbeißen. Nach alter Landessitte nämlich suchten die Mädchen, selbst Frauen, jedem Mannsbilde, dessen sie, mit Hinterlist oder Gewalt, habhaft werden konnten, den Stiefel auszuringen und durabel in die große Zehe zu beißen, wofür sie am folgenden Morgen als Rache ein Gleiches von den Mannsleuten zu fürchten oder zu leiden hatten. Ich habe meine Zehe immer ritterlich zu verteidigen gesucht; wenn meine Mutter aber dem Vater zu Leibe wollte, habe ich ihr nach Kräften geholfen, des Stiefels habhaft zu werden, so daß er ärgerlich sagte: „Ei, Junge, du mußt zu mir halten, du gehörst ja zu den Mannsleuten“. Dem Vater jedoch half ich am folgenden Tage nicht, seine Rache zu kühlen: er mußte dafür selbst Manns genug sein.

Am Morgen noch in die Zehe gebissen, konnte ich am Montagmittag meinen Füßen doch keine Rast gönnen. Alsdann ging der Zug des Fastnachtsgelages, von der Musik begleitet und von Adams hochgeschwungenem Prickelstock regiert, durch Gassen und Straßen und hielt vor jedem Haus und Häuschen, um die Mädchen zusammenzuspielen und zum Tanzsaal zu laden. Den langen Schwanz des Zuges bildete die gesamte Dorfjugend, und wer nicht der letzte war, das war ich. Wenn der Schwarm von unserm Hause abzog und zum Nachbarhause, worin Franz daheim war, hinüberlenkte, dann vermißte man plötzlich das früher hochgetragene Szepter, den Prickelstock: Adam war plötzlich um eine Ecke verschwunden — denn hinter der halbgeöffneten Haustür lauerte ein unholdes Wesen, die alte Eva, und spie Feuer. Doch beim dritten Hause, siehe da! das untergegangene Feldzeichen war wieder hoch in den Lüften sichtbar, Adam von neuem in der Reihe und kommandierte wie Prinz Eugen. Dasselbe Kanonenfieber schüttelte ihn und hielt ihn fern von der Pforte des Paradieses — so nannte er, weil Adam und Eva darin wohnten, sein Haus — wenn am Dienstagmorgen der gleiche Schwarm durch

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

die Straßen zog, um die Würste zu sammeln. Vor jedem Hause ward Halt gemacht, und die vier Musikanten, zu andern Zeiten ehrliche Holzhacker und Häckselschneider, bliesen aus Leibeskräften in jede Tür hinein, daß die Hunde heulten und die Katzen und Mäuse sich verkrochen; da hatte jede Hausmutter eine Wurst herauszureichen, die auf langer Holzgabel aufgehangen wurde, so daß der Träger zuletzt schwer zu seufzen hatte. Dann ging's zum Wirtshaus zurück, um die Würste gemeinsam zu verzehren. Vorerst aber machte Adam uns Kleinen, die wir ja redlich den ganzen Wurstzug durch das Dorf mitgemacht hatten und nun doch nicht mit blutendem Herzen hinter der verschwindenden Beute dreinsehen mochten, ein Herzensgaudium, indem er den Wurstdieb ausklopfte. An der Wirtstür nämlich pflanzte er ein leeres Schnapslägel auf, mit einem Krautlaken überdeckt, darauf stand ein Strohmännlein mit hohem Höcker und langem Judenbarte, ringsum einige Würste. Dann schnitt er einige Brocken von der Wurst ab und warf sie mit dem Worte: „Jungens, schnappt!" nach allen Seiten auseinander, und wir balgten uns weidlich darum. Sobald der Wirrwarr sich wieder geschlichtet, schnitt er plötzlich ein furchtbar ernstes Gesicht und rief: „Wer hat mir von meiner Wurst gestohlen?! — Was? du, alter Jude, hast's getan? Weißt du nicht, daß du kein Schweinefleisch essen sollst? Wart, ich will dir solche Nuppen schon austreiben" — und alsbald bekam das Männlein auf der Tonne einen solchen Schlag mit dem Prickelstock, daß es weithin über unsre Reihen flog und wir es mit Halloh und Triumph zurückholten. Darauf wiederholte sich dasselbe Manöver, nur mit einigen Variationen in Adams Fratzen und seiner Strafrede an den Juden, solange die Würste reichten.

Wie gesagt, waren uns Kleinen die Intestina des Wirtshauses und Tanzsaales verschlossen, wie die Freimaurerloge dem Nichteingeweihten, wir hielten die Tür gleichwohl belagert, um einige abgebrochene Rufe oder einige der süßen Klänge von der Geige und dem Brummbaß der Häckselschneider zu erschnappen, bis wir des Stehens und Lauschens müde waren oder die Abendglocke uns nach Hause rief. Alsdann hatten Franz und ich noch das Aemtchen, das vorigjährig geweihte Palmbund aus der Kirchensakristei zu holen und es im Hause des Küsters sorglich zu Asche zu brennen und diese durch ein Haarsieb zu säubern. Am Aschermittwoch Morgen ließen auch wir uns ein Kreuz davon vor die Stirn zeichnen. Mittags sodann würgte ich den unvermeidlichen Hering hinunter, der nach den voraufgehenden vollen Fleischtagen so recht jämmerlich mundete. Gleich darauf aber gab es noch einmal eine saftigere Verlustigung: der verstorbene „Bruder Fastnacht" wurde begraben.

Noch einmal regierte der Prickelstock die Straße hinauf und hinunter, doch die Klänge der Häckselschneider fehlten dabei. Ein riesiger Strohkerl, dem, an Platz der Arme, ein Stock durch den Leib getrieben war, und dessen strohartige Züge ein schäbiger Filz, die übrigen Glieder Lumpen und Lappen verhüllten, wurde auf einer Mistbahre unter leisem Gesumme durch das Dorf getragen. „Das Lied war zu vergleichen dem Unkenruf in Teichen", teils weil die Mitglieder des Fastnachtsgelages ihre Stimme im Wirtshaus versetzt hatten, teils weil der Ortspfarrer kein Freund dieser Leichenszene war, von der er predigte, es sei ein Spott auf das christliche Begräbnis. Das mag sein; doch wir Kleinen hatten keine Skrupel dabei, wenn wir der Bahre des Strohkerls als lustige Leidträger schwarmweise folgten. Manche der Fastnachtskumpane trugen schwarze Falgen, andere Kartoffelsäcke oder Krautlaken um den Kopf und gebärdeten sich auf das allerkläglichste, als wollten sie vor Schmerz um den teueren Abgeschiedenen in die Erde sinken. Dem Pfarrhause blieb der Zug möglich ferne, die Bahre hielt bei dem Dunghaufen des Dorfschulzen, der Fastnachtspater bestieg statt der Kanzel eine leere Schnapstonne und hielt dem „verstorbenen Bacchus Bruder Fastnacht" die Grabrede, nach dem Texte: „Schora maschora bicassa zelorum", das heißt, in unsere stiefmütterliche Sprache übersetzt also: „Er aß und fraß, bis er kein Hemd um die Lenden mehr hatte" — erzählte dann des Verblichenen Geburt und freudenreiche Ankunft in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag, wie daß er ein Jüngling von guten Sitten gewesen, bis er unter böse Gesellen geraten (er wies dabei mit dem Finger auf die Mitglieder des Fastnachtsgelages) und somit recht bald ein Bruder Saufaus und Hans Liederlich geworden sei, und, was kein guter Christenmensch täte, bis tief in die Aschermittwoche gesoffen und geschlemmt habe, dafür aber auch des jähen Todes unter dem Zapfen gestorben sei und demnach nicht, wie ehrliche Christenleut', in geweihter Erde, sondern im Misthaufen begraben werden solle — und solle er verflucht sein bis am Abende vor Estomihi folgenden Jahres, wo er trotzdem eine fröhliche Urständ feiern werde. Dann eine Vermahnung an alle Umstehenden, solche böse

© Copyright Sauerländer Heimatbund
SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

Gesellen, wie die anwesenden Fastnachtsbrüder, zu meiden und an dem unseligen Tode des Verstorbenen ein abschreckend Beispiel zu nehmen, um dereinst eines christlichen Endes zu verscheiden. Einige Trostgründe von wegen des Kopfwehs und des verjubelten Geldes bildeten den Schluß. Dann wurde die Leiche feierlich in den Mist gehackt, und beim Abzuge warf jeder einen Stein hinter sich nach der Sitte der Kinder Israels. — Nun nahm man eine lange Stange, und jeder Kumpan hing seinen schlappen Geldbeutel daran, der Zug ging abermals durch das Dorf, machte vor jedem Hause Halt und ersuchte in einem Reim den Hausherrn um seinen leeren Beutel; falls aber dieser noch mit einiger Füllung die Fastnacht glücklich überlebt habe, so möge er ihn ferner behalten und nur ein kleines Trinkgeld geben, damit die Leidgenossenschaft dem Verstorbenen in geziemender Weise „das Fell versaufen" könne. Und wirklich zog man abermals ins Wirtshaus, um dies zu bewerkstelligen, doch es war daselbst meist eine flaue Geschichte, und man verlor sich bald, um alle die Fastnachtsräusche endlich auf ruhiges Stroh zu legen und gründlich auszuschlafen. Und — nach viertägigem Hangen und Bangen — Eva bekam ihren Adam wieder zu sehen, der sehr kleinlaut ins Hinterpförtchen hereingewischt kam, und las ihm gottsmörderisch die Leviten, und Adam verhielt sich mäuschenstill dabei. —

Allen denen, die bei der Beschreibung der letzten Szenen eine bedenkliche Miene mögen gezogen haben, sei zur Beruhigung gesagt, daß einerseits der Pfarrer mit seiner Predigt endlich durchgedrungen, anderseits die Sache von selbst eingeschlafen ist, seitdem der Fastnachtsmatador Adam, nachdem er noch bis in sein achtzigstes Jahr seines Amtes treulich gewaltet, endlich eines gottseligen Todes verstorben und in geweihter Erde ruht und der Prickelstock die Schar der Jüngern nicht mehr kommandiert. (Forts. folgt.)

Ne Miule wull Plakk

Hibbelfritze.

Et was mol en Schauster, dai kümmerte sik sau ümme alle Saken, dat he taum Fettweren känne Teyt harr, un tawwelde sik af, dat he witt im Gesichte un schroh asse en Stock was. Seyne Augen harre an allen Ecken, hai soh alles un bekakelte alles. Bann hai üwer de Strote genk, gengen me de Armens asse ne Windmühle, un einmol stotte hai ennem Miäken, bät ne Oemmer vull Water drauchte, den Oemmer ümme, dat hai selver ganz splenterig worte. „Dumme Deier", sagte de Schauster, „kannste nit saihn, dat ik hinger dey hiär kumme?" Ban hai amme Arwen was, dann taug hai den Piäkfahm sau lank, dat sik de Nowerskop wahren mochte, süs kreigen se ne Staut vüär't Leyf. Kainen Gesellen harr hei länger asse einen Monat, weyl se me nix recht maken konnen. Einmol wören de Stieke ungleyk, dann de Absätze te hauge, dann et Liär nit genaug kloppet. „Wachte", sagte vüär den Lehrjungen. „Ik well dey mol weysen, bou me Liär kloppet", un taug me met dem Raimen üwert Fell. Hai konn kenne Verrelstumde stille sitten, un alle Luie, dai et konnen, hält hei vüär Foullänzers. Ban seyne Frugge des Muargens anbotte, dann sprank hei out dem Bärre un roip, of sai't Hous anstiäken wöll. Dat wör ge en' Für taum Offenbrohen, un Holt kostere Geld. Un ban de Miäkens amme Waskfate stönnen, dann schannte hai, dat de Goise üwerm Schnäddern de Arbet vergäten; un se söllen nit sau viel Seipe verbrouken. Bann bugget worte, kam hai auk an un

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

bekuckede de Steine un de Speyſe. „Dat ſind ge wier dei Steine, dai gor nit droige wert. Paſſet op, dütt Hous fället balle inein". Un ban hai wier ein paar Stieke dohn harr, dann lait et me kaine Rugge; hai mochte den Luien eis wier iut Gewieten küren. Hai kam opden Timmerplaß. „Brümme hogge ey nit no der Leyne?" raip he. „Main ey, de Pöſte richteren ſik van ſelwer?" Hai nahm de Akes und woll den Timmerluien weyſen, bou me't maken möchte, do ſoh he ennen Buren, dai harr twei junge Piäre vüär dem Wagen. Dat was te viel. De Schauſter ſmeyt de Akes hine un ſprank no dem Buren: „Biſte nit bey Trauſt? Bou kamme dann ſau junge Diers vüär ennen ſworen Wagen ſpannen". Weyl me de Bure awwer kenne Antwort gaffte, laip de Meſter wier in ſeyne Wiärkſtiee. De Lehrjunge reikede me ennen Schauh. „Suih doch, bei hiät diän ſau weyt outſnieen? Diän koipet doch kain Menſke", ſchannte de Meſter. „Meſter, dat hew' ey ſelwer dohn", ſagte de Lehrjunge. „Ey hett ne eiſten dohine ſmieten, un ik hewwe ne blaut ophauſt. Awwer uch kann et uſſe Hiärguatt nit recht maken".

In diär Nacht droimede de Schauſter, hai wör daut un kloppede an de Himmelsdüär. „Brümme ſe wual kennen Rink an der Düär hät", ſagte. „Me kloppet ſik de Knükels krank". Peitrus kam. „Ach ſau", ſagte hai, „Meſter, ey ſeyt et. Ik well uch rinloten, awwer ik giewe uch den gudden Rot, lotet ugge Rakeln ſeyn". „Ik weit ſelwer, bät ik te daun hewwe", ſagte de Schauſter. „Un hey imme Hiemel kann et doch nix te ſchennen giewen. Dat wör doch nau ſchoiner". Hai genk rin. Do ſoh hai twei Engels, dai draugten ennen Balken — diän harr enner imme Auge hat, dai no anderen Luien iähren Splitterkes kuckede — awwer ſe draugten iähne nit lang, nei twiäß. „Sau Oublenſpaigels!" dachte de Schauſter, awwer hai hält et Moul. Dann ſoh hai twei Engelkes, dai fullten Water in en Fat, bät ungen uapen was. — Se machten Riänen füär de Ere. — „Na", dachte de Schauſter. „Biäme dat Spaß mäket. — Se het ge Teyt imme Hiemel". Hai genk födder un ſoh ennen Wagen, dai in ennem daipen Luake ſtak. „Ey hett ge unweys ſwor latt", ſagte de Schauſter. Bät hew' ey dann do?" „Fruamme Wünſke", ſagte de Fauermann. „Awwer nou kann ik ſe ohne Hülpe nit mehr prot kreggen". Do kam all en anderer Engel met twei niggen Piären, dai ſpannere an den Wagen, awwer no hingen. „Biſte ſtakenunweys?" ſchriggede de Schauſter. Awwer do pack ne enne Hand in den Nacken, un ſchwupp was de Schauſter wier out dem Hiemel rout un lagte in ſeynem Berre.

„Dunnerwiähr", ſagte imme Wachwerren. „Bann dat imme Hiemel auk ſau unweys tau geiht, ſöll man der gar nit ingohn. Awwer ik mot opſtohn', ſüs maket ſe mey imme Houſe louter dumm Tuig un ſtellet mey dat Hous oppen Kopp".

Dütt Vertellken is all en paar hundert Johre alt, awer et kann ok vandage nau enner derout lehren.

K.

Werbet für die „Trutznachtigall"!
unſere ſauerländiſche Heimatzeitſchrift

© Copyright Sauerländer Heimatbund
SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

Sprechsaal

Charleston.

Eine zeitgemäße und bissige Satire von Franz Predeek.

(Um Nachdruck wird gebeten).

Er: Wochentags Verwalter der Portokasse bei Meier und Sohn. Vorbildung: Quintareife, Rest wieder Volksschule. Spezialkenntnisse: ein halbes Dutzend Zigarettenmarken, die neuesten Grammophonschlager und die Namen der Champion-Boxer. Abonnent des „Sport am Sonntag". Schlagwort: „Klasse" oder „Knorke". Interessengebiete: Fußball, Jazz, Explosionsmotoren samt Fahrern. Autoritäten: Chauffeure, Boxmeister und die Musiker der Jazzkapellen. Bartwuchs: Milch, Haltung: Louis, Kleidung: Kavalier. Sonntags Nachmittags Treffpunkt mit den Herren Kollegen von der Portokasse und einigen Generaldirektoren aus der Inflation. —

5 Uhr Nachmittags. Ort: Eins der vielen Sonntagnachmittagkonzertlokale der Industriestadt. Eine wilde Kakophonie von Trommelwirbeln und Negerschreien, Xylophongeklapper und Saxophongeschmetter· Geschiebe und Gedrehe, Gewackel und Gezappel. Eine beißende Atmosphäre von Bierduft und Zigarrettenqualm. Eine Welt für sich und was für eine! Man muß sie gesehen haben, diese 16jährigen Wackelbeinkavaliere, mit welcher Wichtigtuerei sie einherzappeln. Mit welch' edler Grazie sie mit den Knien wackeln, als wären sie gerade aus dem Storchenteich gezogen. Köstlich diese vor dem Spiegel geübte Ueberlegenheit des „Ausdrucks", diese selbstverständliche Blasiertheit ihrer „Züge". Wie stolz, etwas zu zeigen, das andere nicht können, wie selig in dem instinktiven Bewußtsein, etwas zur Schau zu tragen, das ihnen allen gemein ist: der Ausdruck hammelhafter Verblödung. Emil tanzt den Charleston so, Ede so. Gönnerhaft in der Belehrung, Kavalier vom Pomadenscheitel bis zum Wackelbein. Ober, zahlen! 10 Prozent. Danke schön, mein Herr! — Wieder Montag. —

Sie: Wochentags im Warenhaus. Interessengebiete: Kino und Grammophonmusik. Kennt alle Meisterwerke wie: „Ich hab' das Fräulein Helen' baden sehn", „Der Neger hat sein Kind gebissen", „Was machst Du mit dem Knie, lieber Hans" und „Auguste, Auguste, wo sind Deine Haare?" Mitglied der Henny Porten-Gemeinde, Abonnentin auf die Werke der Courths-Mahler. Autoritätspersonen: Kavaliere und ähnliche Ritter von der Portokasse. Wuchs gut, Ausdruck leer. — Bubikopf. —

5 Uhr nachmittags. Treffpunkt: Kino. Nachher Jazzdiele. Charleston. Kavalier kommt: „Gestatten"? Wackelpeter. Ueber die Schulter des Pomadenjünglings geht der leere Blick blasiert im Kreise herum. Isi folgt allen noch so feinen Eingebungen ihres Charlestonpeters. Mit dem rechten Knie wackeln, mit dem linken! Nun mit beiden! Emil wackelt, Ede wackelt· Isi wackelt, Mi wackelt. Ria und Mia, Li und Lo. Alles wackelt. Bums! Aus! — Wieder Montag. —

* * *

„Nur sie die Kunst, sie hielt mich zurück, ach es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte".

Beethoven, Heiligenstädter Testament. —

Um das westfälische Wörterbuch.

Vor einiger Zeit versandte der Westfäl. Heimatbund ein Schreiben, das für eine Neuorganisation der Arbeit am Westf. Wörterbuche eintrat. Herr Prof. Dr. Baader, der schon mit der Herausgabe der ersten Bögen in Kürze beginnen wolle, schlage nach Ansicht gewichtiger Stimmen nicht den rechten Weg ein. Im „Heimatborn" der Heimatbeilage des „Westf. Volksblattes" veröffentlicht nun H. Abels unter der Ueberschrift „Quertreibereien zum West-

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

fälischen Wörterbuche" neben einem Rundschreiben Prof. Dr. Baaders einen energischen Protest gegen dieses Vorgehen, durch das er die ganze bisherige Arbeit in Frage gestellt sieht. Man muß das eine zugeben, daß dem Schreiben des Westf. Heimatbundes keine ausreichende Begründung des Schrittes beilag. Was hier im Einzelnen vorliegt, ist nicht zu übersehen, aber daß die Angelegenheit einer ganz offenen Klärung bedarf, liegt wohl auf der Hand. Wenn Herrn Prof. Dr. Baader der Ertrag 15jähriger eigener Arbeit und der von Joostes und zahlreicher Mitarbeiter zur Verfügung steht, dann ist es ohne ganz genaue Darlegung nicht verständlich, warum jetzt im Mittelpunkte der Arbeit am Wörterbuche, die doch ganz von neuem zu beginnen wäre, ein erst seit 3 Jahren in Westfalen ansässiger Professor, gebürtiger Brandenburger, stehen muß. Daß der Westfäl. Heimatbund das Heil sogar in Fragen der heimischen Sprache in Ostelbien finden sollte, ist doch nicht anzunehmen. Also warten wir auf Aufklärung.

Aus der Heimatliteratur

Ruhrwellen. Arnsberger Heimatblatt. 4. Jahrgang (1927) Nr. 1 und 2. Hering: Die alte Pfarrkirche in Balve. Lappe: Graf Gottfried von Kappenberg. Elkemann: Erinnerungen an die 250jährige Jubelfeier des Arnsberger Gymnasiums. Krafft: Der Zehnte zu Warstein.

Fredeburger Heimatblätter. 3. Jahrgang Nr. 12 und 4. Jahrgang Nr. 1. Groeteken: Jagd und Fischerei im Amte Fredeburg im 17. Jahrhundert. Greiff: Der Wolkenbruch im Kirchspiel Rorbach am 16. 5. 1809. Dickel: Das Herzogtum Westfalen. Greiff: Beiträge zur Geschichte des Volksschulwesens in Fredeburg. Groeteken: Die Stadt Schmallenberg im Jahre 1724.

Heimat. Beilage zur Westdeutschen Volkszeitung. Nr. 2 1927. Färber: Die Adolfsburger Bibliothek. Berger: Steinkohlenbergwerke und Verkehrswege im Märkischen Sauerlande Ende des 18. Jahrhunderts (Schluß). Begebenheiten während des 7jährigen Krieges im Sauerlande (Schluß). Ein sauerländischer Klagebrief aus dem 30jährigen Kriege. Nochmals: Westfälische Heimatliteratur.

Der Schimmelreiter. Zeitschrift für niederdeutsche Literatur und niederdeutsches Bühnenleben 1927. Nr. 1. Fromme: Von der norwegischen Sprachbewegung. Langbehn: Vom Wesen des Niederdeutschen. Blunck: Vom Wesen niederdeutscher Dichtung. Wippermann: Niederdeutsches bei Grabbe; dazu die Rundschauen.

Nochmals westfälische Heimatliteratur.

In der letzten Nummer der „Trutznachtigall" hat J. Rüther den hochdeutschen Teil der neuherausgekommenen Schrift „Westfälische Heimatliteratur", Ein kritischer Weg-Wegweiser. Im Auftrage des Westf. Heimatb. bearbeitet von L. Schröder einer eingehenden Besprechung unterzogen. R. hat an der Zusammenstellung mit Recht manches zu tadeln gehabt.

Der zweite, plattdeutsche Teil ist nun — wie auch in der Besprechung angedeutet wurde — in der Tat besser und bietet, solange Schönhoffs hochverdienstvolle, „Geschichte der westfälischen Dialektliteratur" vergriffen ist, ein recht brauchbares Auskunftsmittel für alle Freunde des Schrifttums in der heimischen Sprache dar. Auch in meinem Beitrag zum „Literar. Ratgeber d. Borromäusv." habe ich in der Abteilung „Deutsche Mundartdichtung" übrigens alles wirklich Wertvolle aus dem mundartlichen Schrifttum Westfalens angeführt und gekennzeichnet.

Auf den 17 Seiten, die L. Schröder den „Plattdeutschen Werken" widmet, bringt er alle lesenswerten plattdeutschen Erzeugnisse der Roten Erde, leider auch viele nicht lesenswerte. Bei manchen Büchern, die man vermissen wird, handelt es sich um solche, die im Buchhandel

© Copyright Sauerländer Heimatbund
SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

nicht mehr zu haben sind (wie auch im hochdeutschen Teile). Das gilt z. B. von dem Paderborner Gebiet, wo Knoches Schwänkebuch „Nu lustert mol!“ wohl lange vergriffen ist. Doch gilt das nicht für L. Heiters „Zuckerklümpkes“, für Grimmes „Galantry-Waar“, „Lank un twiäs düär't Land“, „De Kumpelmentenmaker“ und „Bat us de Strunzerdähler hinuerläit“, die man ungern vermißt, dagegen ist von Wagenfeld und Wibbelt alles verzeichnet, doch ist grade Wibbelts feinster psychologischer Roman „Dat veerte Gebott“, mit einer knappen, wenig besagenden Kennzeichnung viel zu kurz gekommen. Uebrigens ist jetzt endlich ein — von Schröder noch nicht vermerktes — billiges Auswahlbüchlein aus Wibbelts Schaffen herausgekommen: „Ut'n Mönsterlann“ (34. Bd. der „Quickborn-Bücher“, Hamburg, Quickborn-Verlag), in derselben Reihe ist ferner als 5. Bd. eine Auslese aus den Schriften des Osnabrückers Lyra: „Schnack und Schnurren“ erschienen. Bei der Aufzählung von Wibbelts Werken finde ich keinen Anordnungsgrundsatz heraus. Endlich durfte hier (oder im hochd. Teile) Sartoris „Westfälische Volkskunde“ nicht fehlen, desgleichen Gathmanns „Westfälisches Schwankbuch“ (Dortmund, Lensing). Von den Blumenlesen, die das westfälische Platt berücksichtigen, ist die gute zweibändige von R. Schulze (nicht Schulze) genannt. Dagegen kommt das gleichfalls angeführte „Lustige Vördragsbok“ von Brinkmann hier nicht in Betracht, da nur im 3. Bande die Westfalen und auch nur Wibbelt und — Täpper herangezogen werden. Dafür ist in neuerer Zeit ein Buch von leichterem Gehalte gekommen: „Plattdeutsches Vortragsbuch“ von W. Kuhlmann, von dessen 164 Seiten mehr als ein Drittel „Westfäölsk Platt“ zur Verfügung gestellt sind: Grimme, Krüger, Prümer sind da mit prächtigen Stücken vertreten, leider auch Täpper mit ungebührlich vielen „Lachpillen“. Wegen der Ausmerzung einer wenig passenden Probe von Landois in einer neuen (der 3.) Auflage werde ich mich an den Verleger (Hoursch & Bechstedt, Köln) wenden.

Zu guterletzt möchte ich noch wünschen, daß Schröder in einer hoffentlich bald herauskommenden Neuauflage auch die Heimatzeitschriften und Heimatkalender berücksichtigt. Dafür könnte wiederum, wie in der hochd. Hälfte seines Buches, verzichtet werden auf alles nicht Westfälische (wie Flemes, Henze, Frz. Wrede) und auf manches unbedeutende westfälische Werk (wie Marcus, „Aolle Döhnkes un niee Vertellsels“, Prümer, „Piepenbrink im Schützengraben“, B. Holtmann, „An't Hädfüer“ oder B. Schmitz, „Wat is de Ape doch'n spassig Mensk!“ u. a.). Auch bei manchen der übrigen Schriftsteller finde ich das beigefügte Urteil zu milde.

F. Wippermann.

Blätter und Bücher

G. Janssen und J. Schräpel: Niederdeutsches Balladenbuch. 317 S. Verlag G. d. v. Callwey, München 1926. Gbd. 8 Mk.

Dieselben: Hausbuch niederdeutscher Lyrik. 310 S. Im gleichen Verlage. Gbd. 8 Mk.

Obgleich ich als südlicher Niederdeutscher den Wunsch hätte, in den beiden Sammlungen, besonders der zweiten, möchte auch unsere westfälische und besonders sauerländische Literatur einen Platz gefunden haben (Grimme, Chr. Koch, Hennecke, Henke, Schmelzer u. a.) so muß ich diese beiden Sammlungen doch aufs herzlichste begrüßen. Sie zeigen uns nicht nur, wie überraschend reich an prächtigen Dichtungen wir Niederdeutschen sind, sondern sie vermitteln auch einen umfassenden Blick in die niederdeutsche Seele und in niederdeutsches Denken und in die das Hochdeutsche weit überragende Melodik und Klangfülle unserer Muttersprache. Die scharfe Auswahl und die geschickte Gruppierung nach Lebenskreisen und Stoffen haben alle wesentlichen Gefühle der niederdeutschen Seele zum Ausdruck gebracht. Wer plattdeutsche Dichtung in Lied und Ballade (das Plattdeutsche ist mit Einbeziehung des Holländischen weit gegriffen) kennen will, muß diese Bücher auf sich wirken lassen.

© Copyright Sauerländer Heimatbund

SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

F. Philipp: Geschichte Westfalens. Verlag F. Schöningh, Paderborn 1927. 186 S. mit 2 geschichtl. Karten. 6,50 Mk. Gbd. 8,50 Mk. (III. Band der Sammlung: Westfalenland. Eine Landes- und Volkskunde Westfalens, herausg. von Th. Wegner).

Die beiden ersten Bände der Sammlung sind hier schon früher warm begrüßt worden. Der vorliegende, aus der Feder des Münsterschen Geschichtsprofessors, reiht sich ihnen würdig an. Naturgemäß fehlen ihm die vielen lokalen Beziehungen, die der Leser in den beiden anderen Bänden findet. Denn es kann sich hier natürlich nur um eine Gesamtdarstellung mit höherem Blickpunkte, um einen Rahmen zu allen Einzeldarstellungen westfälischer Geschichte handeln. Und hier ist wirklich etwas Grundlegendes, das keinen Gesichtspunkt (politische, Kultur-, Wirtschafts-, Rechts-, Verfassungsgeschichte) übergeht. Möge das Buch sich auch im Unterrichte unserer Schulen auswirken, wo brandenburgische usw. Geschichte noch immer eine weit größere Rolle spielt als heimische und z. B. Fehrbellin bekannter ist als die Soester Fehde und der Loener Bruch. — r.

Heinrich Mohr: Das Himmelreich auf Erden. Sonntagsbüchlein für schlichte Leute. 12° (VIII u. 252 S.) Freiburg, Herder 1926. Gbd. 3,50 Mk. Kurze Betrachtungen im Anschlusse an die Sonn- und Festtagsevangelien des Jahres, sinnig und gemütvoll wie man es von H. Mohr erwartet. Es ist ein liebes Buch.

Alfred O'Rahilly: Verborgenes Heldentum. P. Wilhelm Doyle S. J. Ein Apostelbild aus unseren Tagen. Ins deutsche übertragen von W. v. Festenborg-Paakisch S. J. Mit Titelbild. 2. und 3. Aufl. 8° (XII und 446 S.), Freiburg, Herder 1926. Gbd. 7,50 Mk. Doyle ist der Heilige des Weltkrieges, ein Mann des furchtbarsten Opfers und der tiefsten Innerlichkeit inmitten des Schmutzes und Jammers des Weltkrieges, an dessen schlimmsten Fronten er als Soldatenseelsorger stand, untrennbar von seiner Herde, mitten in der Gefahr und in den vordersten Stellungen. Niemand, erst recht nicht der gewesene Soldat, wird dieses Buch ohne Ergriffenheit lesen.

F. X. Hoermann: Großdeutschlands vierhundertjähriger Niedergang zum Kleindeutschland. 57 S. Br. 1 Mk. Verlag vorm. G. J. Manz, Regensburg 1924. Eine von den Schriften, die in den letzten Jahren erfreulicherweise den Kampf gegen verlogene Geschichtsdarstellung führen. Für Leute, denen ein herkömmliches Götzentum höher steht als die Wahrheit, ist diese Schrift nichts, ebenso wie die folgende:

Christ. Berger, ev. luth. Pfarrer: Bismarcks Politik im Lichte des christlichen Gewissens. Verlag Friede durch Recht. 72 S. Man lese und überzeuge sich, ob der Verfasser recht hat oder nicht. Mehr wird er selber nicht wünschen.

Mutterberuf. (Die Frau im Volksverein für das katholische Deutschland. 15. Jahrgang 1927. Heft 1). Es sei auf dieses Heft, das das seelisch Grundlegende des Mutterberufes volkstümlich behandelt, als auf gutes Hausbrot hingewiesen. — r.

Musika orans, Heft 1. „Veni creator spiritus" für sechsstimmigen Chor a capella, komp. von Heinr. Lemacher, Werk 24 im Volksvereinsverlag zu München-Gladbach, Partitur 1,50 Mk. Eine musikalisch wertvolle Komposition, deren festlicher Charakter und gute Harmonie zu bewundern sind. Wir wünschen, daß sein stimmungsvolles Werk in kirchenmusikalischen Kreisen weite Verbreitung finden möge.

Musica orans, Heft 11. „Der schönste Frühling". Geistliche Gesänge für Alt, Bratsche und Orgel aus dem „Cheruskinischen Wandersmann" von Angelius Silesius, komp. von Adolf Pfauner, op. 18, im Volksvereinsverlag München-Gladbach. Preis 2 Mk. Diese schönen geistlichen Gesänge zeichnen sich durch klare, melodische Linien aus. Der Komponist hat es verstanden, den Anforderungen die der Text an die Musik stellte in jeder Weise gerecht zu werden. Gr.

August Kneer: Das uneheliche Kind. Eine alte Menschheitsfrage als Gegenwartsproblem. M.Gladbach, 1926. Volksvereinsverlag. 2.50 Mk.

Ein katholischer Jurist behandelt hier gründlich und allseitig eine Frage, die eine Volksfrage und kirchliche Frage ist, und die heute bei den verschiedenen Auffassungen der Weltanschauungen auch politisch sich auswirkt. Geistliche, Lehrer usw. werden es wertvoll finden.

Verlag: Sauerländer Heimatverlag der Josefs-Druckerei, Bigge-Ruhr — Druck: Josefs-Druckerei, Bigge-Ruhr.
Schriftleitung: Studienrat Jos. Rüther, Brilon.

© Copyright Sauerländer Heimatbund
SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund

W. Thormann: Alfons Paquet. Auswahl und Einführung. Mit einem Bildnis des Dichters von W. Steinhausen. 8°, (136). 10. Band der „Auswahl aus neuerer Dichtung und Kunst". Führer-Verlag M.Gladbach. 3.00 Mk.

Alfons Paquet der rheinische Dichter mit dem Blick in die neue Zeit und für die Dinge, aus denen sie werden soll, ist es wert, daß man ihn näher kennen lernt. Er ist freilich nicht der Mann derer, die nur in alten Formen denken können, sondern eines neuen Europas und eines neuen Europäertums

Paul Siebertz: Wunder im Weltall. Ein Buch aus Natur und Werk. 60 Einzeldarstellungen erster Fachleute. 416 S. Preis geb. 10.00 Mk. Verlag Kösel und Pustet, München. Ein ganz prachtvolles Buch, von dessen innerem Reichtum eine Besprechung keine Vorstellung geben kann. Aus allen Gebieten der Naturwissenschaft findet man reich und schön illustrierte Aufsätze, die klar und von den neuesten Kenntnissen aus in die betr. Gegenstände einführen. Ich habe lange kein Buch gelesen, das mir soviel Freude gemacht hätte.

Ludwig Rüdling: Für junge Herzen. Kindergeschichte, mit Zeichnungen von B. Aistermann. 4. Aufl. 14.—16. T. Volksvereinsverlag M.Gladbach. Gbd. 1.20 Mk. An diesen niedlichen aus der Kinderwelt gedachten Gedichtchen wird auch der Erwachsene noch Freude haben. — r.

Förster, Fr. Wilh.: Religion und Charakterbildung. Rotapfel-Verlag, Zürich u. Leipzig, 464 S.

Man hat bei Förster den Eindruck, daß er mit jeder seiner Schriften mehr eindringt in den tiefen Geist katholischer Sittlichkeit und ihrer Lehre über das Zusammenwirken von Gnade und Freiheit. Dem Bestreben, mitzuhelfen an der „Heilung der ganz besonderen abendländischen Krankheit, nämlich der klaffenden Spaltung von Leben und Religion" entspricht das Buch in hohem Maße. In manchen seiner Ausführungen, die zuweilen allerdings etwas breit dahinfließen, vermag es den christlichen Erzieher aufzurütteln. Unserer gebildeten Jugend kann es dazu helfen, daß sie in Gott, der Heimat der Seele, mit ihrem Leben fester verwurzelt werde. Dr. K.

Der Rembranddeutsche, von seinem Freunde Benedikt Momme, Nissen. Gr. 8°, 356 S. Geb. Ganzl. 7.50 Mk. Herder u. Co., G. m. b. H., Freiburg i. Br. Dieses Werk eines Gelehrten und Sprachkünstlers über Langbahn, einen unserer großen geistigen Führer, hat sich in wenigen Wochen einen sicheren Platz in der Literatur erobert. Wohl selten ist in einem Lebensbild solch eine Menge allseitig wertvollen Materials zusammen getragen worden. Allein schon die Tatsache, daß ein Mann wie Bischof v.Keppler † dem Buche gern einen warmen Geleitbrief vorausschickte genügt, über den Wert des Werkes keinen Zweifel aufkommen zu lassen. Es ist dieses eines jener heute so seltenen Bücher, die bleibenden Wert besitzen. Ferd. Tönne.

Paul Keller, Maria Heinrich. Ein Heimatroman. 1.—20. Aufl. 294 S. 8°. In künstlerischem Ganzleinenband 7.00 Mk. Bergstadtverlag, Breslau. Es ist immer eine schöne Aufgabe über ein neues Werk von Paul Keller zu berichten. Es genügt schon den Namen Paul Keller zu nennen, um diesem Buche die Herzen Aller zu öffnen. Eines macht den Lesern der Trutznachtigall dieses Buch aber noch besonders wertvoll· Maria Heinrich ist ein wahrer Heimatroman, nicht nur ein schöner, sondern auch ein sehr wertvoller. Lebensbejahende Kraft, gemütvolle Freude und natürlich schöne Sprache sind es, die diesen Roman besonders wertvoll machen. Ohne daß viel von Erziehung in diesem Buche die Rede ist, ist dieser fesselnde Roman doch lehrreicher als viele der gewöhnlichen Erziehungsbücher zusammen. Ferd. Tönne

Christus und der Mann, von Dr. theol. Fr. Murawski. 204 S. Gbd. Gzl. 3.40 Mk. Benziger u. Co., Einsiedeln, Köln a. Rh. Den Mann unserer Zeit seinem idealen Vorbild Christus näher zu bringen, ihn an diesem Vorbilde wachsen zu lassen, ihn so seinem letzten und eigentlichen Ziele zuzuführen, das ist des Buches hehres Wollen. Der Verfasser hat es verstanden den kämpfenden, arbeitenden, suchenden, leidenden Mann in die richtige Stellung zur Welt zu bringen, seine Beziehungen zu Gott recht zu ordnen. Ferd. Tönne.

Josef Lucas: Das Jahr entlang. Limburg (Lahn) 1926,. Pallotiner-Verlag Geb. 4,50 Mk. Ein aus vollem Leben geschöpftes, als Wegweiser für ein zielsicheres Leben geschriebenes Buch, das Gefährte werden kann und muß durch ein Jahr, aber auch durch ein ganzes Menschenleben. Die bekannt schlichte und doch vorbildlich gute Art der Sprache, die alle Werke des bekannten und beliebten Verfassers auszeichnet, macht auch dieses Buch besonders wertvoll. Ferd. Tönne.

© Copyright Sauerländer Heimatbund

Die Romane von heute

Die Kreuzträgerin.

Roman von Lilli Schmitz-Cardauns
Leinenband Mk. 5.–

Eheromane gehen entweder auf die Nerven oder drücken auf die Tränendrüsen. Mit umso größerer Freude begegnet man hier dem Roman einer Ehe, die trotz aller tragischen Zerrissenheit ein Fünklein befreienden Humors aufkommen läßt. Zwei Welten, Morgenland und Abendland, das Prinzip der Güte und das der Zerstörung stoßen aufeinander; das gibt den Erlebnissen Weite und Tiefe.

Bernhard der Schmied.

Zwei Erzählungen von Maria Müller
Leinenband Mk. 3.60

Maria Müller ist ein ganz urwüchsiges Talent. Sie redet eine Sprache voll Saft und Kraft; ihre Gestalten sind noch umweht von dem herben Ruch der Scholle. Groß geschnitten wie die Figuren Millets ragen sie in den Himmel ihrer Landschaft. Es tut wohl, einmal wieder solche Erdverbundenheit zu spüren. Hier ist von innen quellendes, gesundes Leben – ohne eine Spur von literatenhafter Pose.

Verlag Hermann Rauch, Wiesbaden

Versunkene Klocken

Balladen von **Jost Hennecke**
Preis broschiert Mk. 2,10

*

Ein Buch in sauerländer Platt, wie wir noch keines haben. Der Verfasser erzählt uns in Balladenform von d. uralten Sagen umwobenen Glauben des sauerländischen Volkes an Hexen- u Werwolfwahn. Plastisch zeichnet d. Dichter seine Personen, meisterhaft ist die Sprache. Ein aus den Tiefen der Volksseele geschöpftes Buch hat er uns geschenkt. — Die Holzschnitte des jungen Künstlers Vinzenz Pieper schließen sich dem Inhalt künstlerisch und tief verstehend an.

*

In allen Buchhandlungen erhältlich
oder beim
Sauerländer Heimatverlag
der Josefs-Druckerei Bigge

Allen Sauerländern und Sauerlandsfreunden empfehlen wir das Buch

Sauerländische Volkskunde

von Dr. Heinrich Schauerte.
1. Teil.

Volksglaube und Volksbräuche im Anschluß an die Feste und Tage des Jahres.

80 Seiten, geheftet 1,20 Mk.

In liebevoller Hingabe an die sauerländische Heimat hat Schauerte alles das gesammelt, was an alten guten Volksbräuchen zu verschwinden droht, ja manchmal leider schon entschwunden ist, zugleich die Neuerweckung und Belebung anregend. Unsere Mitglieder müßten sämtlich das Buch besitzen. — So schreibt der Sauerländer Gebirgsbote Nr. 10 — 12 1923.

Das Werk hat eine selten große Mission, es hält nicht nur Erinnerungen an die sinnvollen alten Bräuche, die unser Volksleben in besseren Zeiten belebten u. umrankten, wach, sondern klingt uns nüchternen Modernen auch wie ein großer Vorwurf und eine gewaltige Predigt mit der unausgesprochenen Frage: Wo ließest du deines Vaters Erbe?

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder vom
Sauerländer Heimatverlag
der Josefs-Druckerei Bigge-Ruhr

© Copyright Sauerländer Heimatbund
SHB Meschede Sauerlaender Heimatbund